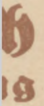
BIBLIOTHEK
DER
UNTER-
HALTUNG
UND DES
WISSENS
58.
JAHRGANG
1934
BAND 6

BIBLIOTHEK der Unterhaltung und des Wissens




Nationalsoz. Deutsche Arbeiterpartei
Ortsgr. Pirmasens-Nord / Pfalz



Böcklins Grab

Ausschnitt aus einem Gemälde von F. Keller

Mit Genehmigung der Fa. Bruckmann AG. München

BIBLIOTHEK
DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

BAND VI

JAHRGANG 1934



UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART / BERLIN / LEIPZIG / WIEN



INHALT

KUNSTBLATT

Böcklins Grab

Ausschnitt aus einem Gemälde von F. Keller

Adriablau

Eine Künstlergeschichte von Else Marquardsen-Kamphövener

Mit Bildern

Hein Bergdorfer hob braungebrannte Arme zum Himmel und schüttelte wild die Fäuste; daß ihm dabei die noch flüssige Farbe ins Haar tropfte, kümmerte ihn nicht, immer wilder schüttelte er die rechte Faust, die den Pinsel hielt. „Du verfluchtes Blau, du zerstörst mir alles! Himmel, dieser Kitsch!" schrie er und gab der Staffelei einen Tritt, daß das darauf befindliche Bild mit der feuchten Seite in den Sand rollte. Dann warf er alles von sich und ließ sich bäuchlings in den heißen Sand fallen. Die Ellbogen stützte er auf und starrte auf das Meer, das seine Wellen in gleichförmiger Unermüdlichkeit gegen den Strand ausspielen ließ.

Seit Wochen saß er nun schon in diesem Fischerdorf an der Adria und suchte die Farben einzufangen, die ihn immer wieder neu berauschten; aber die allzu grellen Kontraste im Blau und Gold der starken Sonne zerschlugen stets jede Wirkung, und was herauskam, war Postkarteneffekt, war Kitsch. Eine fast an Verzweiflung grenzende Wut hatte den Maler gepackt, so daß er den ewig blauen Himmel verwünschte, das ewig starke Licht, die ganze Formung und Färbung südlicher Landschaft, davon er sich doch nicht losreißen konnte.

Wie er jetzt dalag und auf das Meer starrte, jede sich wölbende und sich zerstörende Schaumkrone mit entzückten und zugleich zornigen Blicken betrachtend, schoß es ihm durch den Sinn, daß

seine Wut sich vermehrt habe, seit er jene schwarz-weiße Skizze gesehen hatte. Als er vor Tagen der Kollegin die Staffelei wieder aufrichten half, die einer der plötzlich und heftig auftretenden Windstöße umgeworfen hatte, da starrte er betroffen auf das Bild, das sie farblos herstellte und das doch alle Farbenglut, ja auch die Hitze in der Luft wiedergab. Bei diesem Gedanken richtete sich Hein Bergdorfer auf und schaute zur Seite, wo sich der schroffe Fels in der Form eines Miniatur-Tafelberges zur Höhe reckte. Da stand sie natürlich wieder im Schatten des Felsen, aufreizend in ihrem unermüdlichen Fleiß, in ihrer Ruhe und Sicherheit, aufreizend auch in ihrer schlanken, kühlen Gelassenheit, an der die glühende Hitze spurlos vorüberzugehen schien. Mit dem prüfenden Blick ihrer ernsten grauen Augen schien sie allen Farbenrausch in jenes seltsam lebendige Schwarz-Weiß zu verwandeln und unberührt von aller Schönheitsqual überlegen und beherrscht nur an Arbeit und wieder an Arbeit zu denken. Sie wohnte in der Pension, deren Terrasse an den kleinen Vorbau stieß, auf dem er selbst zu Abend zu speisen pflegte. Wenn er dort saß und die rotbraunen Segel der Fischerbarken betrachtete, wie sie um diese Abendstunde langsam ziehend den kleinen Hafen verließen, dann streifte immer sein Blick den schmalen, dunkeln Kopf der Kollegin, und sein Zorn gegen sie steigerte sich täglich. Ihr gelang, was ihm mißlang, und sie war nichts als ein ernstes, schlankes Mädel, das unberührt blieb von allem um sie her. Zornig warf sich Hein auf die andere Seite, von wo aus er den Tafelberg nicht sehen konnte.

Gleich darauf sprang er elastisch auf und war mit zwei Sprüngen seiner langen Beine bei dem schönen Mädchen, das ihm wiegenden Ganges entgegenkam. Palmyra mit ihrem braunroten Lockenhaar, ihren schwarzen Augen und den heißroten Lippen; Palmyra, die allen Farbenrausch des Südens in sich vereinigte; Palmyra, die sich nicht küssen ließ und doch so hinreißend lächelte; Palmyra, in der der deutsche Maler den Süden und seine unsterbliche Lockung umarmen wollte. Hier war Leidenschaft, glaubte Hein; hier brannte im dunkeln Blick des Mädchens alle ersehnte Glut, leuchtete auf ihren heißroten Lippen der



An der Küste der blauen Adria.

Süden selbst. Er war sehr jung und sehr deutsch, der Maler Hein Bergdorfer, der sich der schönen Palmyra entgegenwarf am Strande der blauen Adria. Sie lächelte, als sie ihn auf sich zustürzen sah; wäre er nicht so hingerissen gewesen, hätte er die Künstlichkeit dieses Lächelns erkennen müssen; dann sagte sie, in jener heisern, gebrochenen Stimmlage südlicher Frauen, rauh und schnell sprechend: „Enrico mio, ich komme spät; die Mutter ließ mich nicht eher fort.“

„Es macht nichts, Palma, wenn du nur kommst; setze dich zu mir, hierher!"

„Wohin denkst du, Enrico? Mich hier am Wasser in die Sonne zu dir setzen? Was würde man von mir sagen? Es ist unmöglich! Nein, ich bin gekommen, um dir wie täglich zu helfen, die Sachen zu tragen, den Schemel und die Pinsel; gib her, dann gehen wir."

Hein rührte sich nicht; mit einem zornigen Feuer im Blick sah er auf das schöne Mädchen, das nichts gab als ein Lächeln und die Worte „Enrico mio". Es war ihm nicht genug, nein. Aus irgend einem dunkeln Grunde war Hein am heutigen Tage bis zur Grenze des Ertragens gereizt, und so mußte sich diese aufgespeicherte Erregung Luft machen. Als sich Palmyra bückte, um die Pinsel aufzuheben, packte er sie an den Schultern und riß sie zu sich hoch. „Palma, du mußt mich küssen! Heute mußt du es, Palma, ich warte nicht länger, hast du verstanden?"

Sie hielt ganz still unter seinem Griff und sah ruhig zu ihm auf. Prüfend betrachtete sie den langen blonden Mann in seiner nachlässigen Kleidung. Ihr Auge glitt über das unordentliche Haar mit dem tiefblauen Farbfleck und blieb schließlich auf dem schmalen, knochigen Gesicht und dessen wilder Lebendigkeit haften. Zitternd wartete der Mann, von ihrem dunkeln Auge ganz in Bann geschlagen und den Glanz darin für Leidenschaft wertend; er glaubte, er habe sie nun endlich errungen und in ihr alles, was seine Künstlerphantasie suchte. Sie aber sah blitzschnell eines andern Mannes Bild neben dem Deutschen; sie sah gepflegt und tadellos die dunkle Schlankheit des Friseurs Defanti und den blauen Glanz auf dessen schwarzen Haaren; zugleich auch hörte sie der Mutter Stimme Worte sprechen, die sich mit der Verrücktheit der Fremden beschäftigten, die man doch brauche, sie und ihr Geld. Nur nicht den Gast vertreiben, der täglich bei ihnen aß; nur vorsichtig sein! Wer weiß, vielleicht gelang es doch.

„Enrico mio", sagte die Frauenstimme, „wie oft soll ich dir noch erklären, daß wir hier nur den Verlobten küssen? Wie es bei euch ist, weiß ich nicht. Hier ist's so, und daran mußt du dich gewöhnen!"

Ja, sie hatte es ihm schon oft gesagt, und jedesmal hatte dieser



Zur letzten Ölung.

Klang in dem Worte „Verlobter" alle Glut und alles Sehnen in Hein Bergdorfer gefühlt. Dieses Mal aber war die Gereiztheit in ihm so stark, war die Erregung durch mißlungene Arbeit und den Einfluß des Südens so groß, daß sich der Griff seiner Hände an den Schultern des Mädchens nicht lockerte wie sonst immer.

„Wenn es denn nur als Verlobter geht, so gib mir den Verlobungskuß, Palma!"

Aber mit einer geschmeidigen Bewegung entglitt ihm das Mädchen und stand lachend etwas entfernt; Erstaunen und Abwehr lag in ihrem Blick, und sie rief: „Der Kuß ist nur für den Verlobten — verstehst du nicht?"

Er sah sie verblüfft an; dann stieß er einen saftigen Fluch aus und wandte sich ab. Weder um das Mädchen noch um sein Arbeitsgerät kümmerte er sich mehr, als er mit Riesenschritten am Strand entlang dahinstapfte, Wut und Enttäuschung in jedem Pulsschlag seines erregten Blutes.

Er sah es nicht mehr, wie das schöne Mädchen den Kopf zurückwarf und leise lachend die Achseln zuckte, ehe sie davonging. Aber Molis ernste graue Augen hatten den ganzen Vorgang beobachtet vom Schatten des Tafelbergfelsens her, die Augen der Malerin Hildegard Wengen. Sie hatte schon seit dem Verzweiflungsausbruch Hein Bergdorfers keinen Strich mehr getan; der feine Pinsel mit der Sepiafarbe stand unbeweglich in

der Luft, und die grauen Augen irrten immer wieder ab zu dem langen blonden Manne, der sich wütend mit irgend etwas herumschlug. Hilde Wengen wußte genau, was den Kollegen so wild machte; sie hatte es schon oft miterlebt, dieses verzweifelte Ringen mit des Südens ungreifbarer Farbenpracht. Aber wenn sonst leicht ein mitleidiges Lächeln der Verachtung ihren klugen Mund kräuselte, hier ging ihr der Kampf nahe. Dieser lange blonde Mann hatte etwas so Jungenhaftes an sich, etwas so vollkommen Hilfloses, daß alles mitleidige Frauenfühlen sich aus der Herbheit des einsamen Mädchens heraus erhob und hilfsbereit in Waffen stand. Hilde war schon zum dritten Male an diesem Adriastrande, und sie kannte fast alle diejenigen Eingeborenen, die irgend etwas mit dem Fremdenzustrom zu tun hatten. Die Erminia, die neben der Pension Spinelli ihre Speisewirtschaft hatte, war Hilde Wengen ebenso bekannt wie deren Tochter Palma, und sie wußte um ihrer beider Wesen und Denkart genau Bescheid. Saß jetzt dieser lange blonde Junge fest? Glaubte er alles, was schwarze Augen und rote Lippen sagten? Fiel er diesem Trug anheim, den man südliche Leidenschaft nannte, die es in Wahrheit gar nicht gab? Wurde er hier ein Opfer des Farbenrausches wie auch in seiner Kunst?

Regungslos stand Hilde Wengen mit dem Pinsel in der Hand und horchte nach rückwärts, ohne den Kopf zu drehen. Sie wartete auf das Klappern der hohen Stöckelschuhe Palmyras, wenn diese das Stückchen Pflastersteg überschreiten würde, das hinter ihrem Standort vorbei zum Hafenviertel führte. Jetzt kam sie. Ihre Stimme sagte hinter der Malerin: „Buona sera, Signorina."

„Sera", gab Hilde halblaut zur Antwort und fühlte ein würgendes Etwas im Halse hochsteigen, als sie den starken Wohlgeruch verspürte, womit sich Palma zu überschütten pflegte. Der Pinsel begann sich sinnlos hin und her zu bewegen, solange das Klappern der Stöckel zu hören war. Kaum verschlang die scharfe Biegung des Pflasterweges den Laut, legte Hilde Wengen den Pinsel fort; sie packte sorgfältig ihr Malgerät zusammen, klappte den Kastendeckel zu, der das noch feuchte Bild sicherte, und legte alles auf ein sauberes Stück Fels. Dann ging sie schnell zu der

Stelle hin, wo Hein Bergdorfer alles hatte stehen und liegen lassen, um verzweifelt davonzugehen. Mit fast zärtlicher Bewegung hob sie die Pinsel auf und legte sie in die dazu bestimmte Dose; dann wurden Schemel und Staffelei zusammengeklappt, und schließlich kam das Bild selbst daran. Hilde Wengen setzte sich in den Sand und studierte ernst und sachlich das dick mit Sand verschmierte Bild. Er konnte etwas, das merkte man; aber warum hielt er sich nur an die Farbe? War es nicht vielmehr eigentlich die Form, welche ihm lag? Diese strenge Horizontgrenze; die



Künstler an der blauen Adria.

Felsen draußen links beim Kap; die scharfe Umrissenheit der Wellenkämme — Form, alles Form, nicht aber Farbe! Eine scharfe Falte des Nachdenkens bildete sich auf Hildes Stirn, dann belud sie sich mit all den Geräten Bergdorfers und ging zu ihrem Standort zurück. Sie wußte, er würde glauben, Palma habe alles mitgenommen — aber der würde sie es nicht übergeben, der nicht! Zweimal mußte Hilde den Weg in ihre Pension machen, bis sie alles untergebracht hatte; dann schrieb sie einige Zeilen, verschloß sie und ging hinüber zur Erminia. Sie wehrte die begeisterte Begrüßung der dicken Frau ab, denn diese Ausbrüche anscheinender Herzlichkeit kannte sie schon. Ruhig und ernst sagte sie: „Dieser Brief ist für den Maler sehr wichtig, Erminia; gib ihn ihm, sowie er heimkommt. Sehr wichtig, hörst du? Es handelt sich um einen Auftrag.“

Sowie Erminia Geld oder Gewinn witterte, war sie verläßlich, das wußte Hilde Wengen, weshalb sie diese Notlüge gebrauchte, um ihren Brief sicher in die Hände des Malers gelangen zu lassen. Sie ging zufrieden fort, von den spöttischen Blicken Palmyras verfolgt, die fand, die Malerin kleide sich so unschön wie möglich.

Unterdessen raste Hein Bergdorfer an der Küste entlang, eine Beute seiner aufgewühlten Empfindungen. Er war bei irgend einer Krise angelangt, sowohl künstlerisch wie auch menschlich; noch wußte er nicht, wohin das alles ihn führen würde, aber daß es zu einem Höhepunkte strebte, war ihm klar. Palma heiraten? Niemals war ihm dieser Gedanke bisher als ausführbar erschienen, ja, er hatte ihn noch nie ernst gehegt, trotz des ewigen Geredes vom „Verlobten". Aber jetzt war ihm diese Vorstellung gewaltsam nahegerückt worden durch die für ihn unwiderstehliche Lockung von Palmas farbenleuchtendem Reiz. Sie heiraten, ja; um sie küssen zu können, immer küssen und um in ihr allen Rausch des Südens zu umfangen. Aber wo leben und wovon leben? Trotz aller Benommenheit wußte doch Hein Bergdorfer noch, daß die Frauen des Südens andere Anschauungen über die Gepflegtheit eines Hauses haben und daß er Palma nur schwer mit den Lebensbedingungen der Heimat würde vertraut machen können. Und plötzlich, wie er das dachte, stand das Bild seiner Mutter vor ihm; sah er die zarte, kleine Frau, mausgrau gekleidet, wie es ihr Haar war, am Fenster sitzen, mit einer ihrer feinen Spitzenarbeiten beschäftigt; sah er die Gepflegtheit der kleinen Wohnung vor sich, darin er seine Sonntage verbrachte, und schien den leisen Lavendelduft zu spüren, der über allem lag, was seine Mutter berührte. Dort hinein sollte Palma mit ihrer rauhen Stimme und der Lautheit ihres Wesens? Dort in jener klaren Stille die braunroten Locken wehen sehen und das heiße Parfüm mit dem frischen Lavendelduft kämpfen lassen? Unmöglich! Undenkbar! Was also? Hier bleiben. Sie heiraten und mit ihr hier bleiben; irgendwo in Italien einer der vielen fremden Maler sein und immer Farbe in sich eintrinken, Sonne, Glut — Schönheit des Südens — immer nur das! Keinen grauen Regen mehr haben; keine kalten



Madonna am Meeresstrand.

Tage der Entmutigung. Nur Sonne, immer Sonne, und ein schönes Weib, des Südens Inbegriff.

Merkwürdig, wie kam es nur, daß bei all diesen Erwägungen nicht jene Seligkeit über Hein Bergdorfer kam, wie sie doch nur natürlich gewesen wäre? Wie kam es nur, daß ihn ganz urplötzlich eine rasende Sehnsucht nach herber Bergluft in nebliger Höhe packte? Daß ihm war, als müsse er ersticken in der Abendschwüle und als brenne sich die sinkende Sonne unmittelbar in sein Gehirn ein? An den Badenden vorbei raste er; sah flüchtig auf die sich im seichten Meere Tummelnden und nahm sich vor, erst hinauszuschwimmen, wenn es dunkelte. Jetzt aber — Wein! Nichts denken, nichts überlegen, nur Wein trinken, den dunkeln, roten Wein, der alles mild ansehen ließ, was es auch sei, und alle Unruhe einschläferte.

Scharf vom Meere aus landein biegend, saß Bergdorfer bald in einer kleinen Osteria und trank roten Wein, ganz versunken in den Genuß des Vergessens.

Indessen befand sich Hilde Wengen im Frisiersalon Defanti

und ließ sich gänzlich überflüssigerweise die Haare schneiden. Die geschmeidigen Finger des eleganten Friseurs teilten die weichen, dunkeln Haare sanft und fast zärtlich, und schließlich beugte sich der schöne Mimo herab und fragte halblaut: „Weshalb läßt die Signorina das Haar nicht etwas länger wachsen? Es würde so schön zu dem zarten Gesicht stehen.“ Eine ähnliche Äußerung hatte Hilde erwartet und erhofft; sie lachte und sagte: „Langes Haar ist nur schön für natürliche Locken, so wie zum Beispiel Palmyra sie hat.“

Einen schnellen Blick warf sie bei diesen Worten in den Spiegel und sah voll Freude das Aufzucken im Blick des Friseurs; aber gleichgültig sagte er: „Oh, Palmyra! Ein Mädchen von hier — wer kümmert sich darum?“

„Ich weiß jemand, der sich sehr darum kümmert, aber sehr!“

Wieder das Aufzucken in des Friseurs Blick; wieder die anscheinend gleichgültige Frage, halb lachend, den Kopf zur Seite geneigt, ganz mit den Haaren der Kundin beschäftigt: „Ein Fischer natürlich — wer sonst?“

„Kein Fischer, nein; wenn es auch ganz natürlich wäre, wie Sie sagen, weil ja die Erminia recht viel beiseitegelegt hat und sie doch mit Palmyra allein ist, die alles einmal bekommt. Auch würde ein Fischer die Trattoria am Hafen gut weiterführen können. Aber es ist kein Fischer.“

„Wer wird es schon sein? Den Scheitel links, Signorina? Ja?“

„Den Scheitel links, ja. Es ist ein fremder Maler, Signor Defanti. Aber Sie reißen mich!“

„Tausendmal Verzeihung, Signorina! Dieser verdammte Kamm! Eicho, bringe einen andern, schnell!“

Hilde Wengens Augen leuchteten; er biß an — ach, nun würde alles gut gehen. Noch ein wenig reizen mußte sie ihn.

„Ja, ein deutscher Maler; er ißt immer dort, Sie haben ihn gewiß schon gesehen? Es wäre schade um Palmyra, meinen Sie nicht?“

„Die Fremden, Signorina, sind da, um sich alles zu nehmen, was sie wünschen. Ist es nicht so?“ Zwischen zusammengebissenen Zähnen kam das heraus.

Hilde sagte leise, indem sie sich im Handspiegel betrachtete:

„Es ist so, Signor Defanti, solange ihnen kein Einheimischer wehrt. Hier rechts noch etwas mehr fort, bitte."

„Hier, Signorina — ja? Und glauben Sie, daß es nützen würde, wenn einem Fremden ein Einheimischer wehrte?"

„Wenn er es an der rechten Stelle täte, ja."

„An welcher, Signorina?"

„Nicht bei dem Fremden, Signor Mimo!"

„Ah — Signorina — ah!"

Der Friseur wurde urplötzlich zu einem jungen Manne, der mit Eleganz und Schliff gar nichts zu tun hatte. Er legte Schere und Kamm hastig fort, nahm die Hände seiner Kundin und küßte sie eine nach der andern, wieder und immer wieder. Die Malerin lachte zu ihm auf, und sie waren beide so versunken, daß sie nicht bemerkten, wie an dem Perlvorhang, der den kleinen Raum von der Straße abschloß, wiegenden Ganges die schöne Palmyra vorbeiging. Sie sahen nicht das Zusammenzucken des Mädchens, an das sie beide soeben dachten, sahen die Flamme der Wut nicht in ihrem Blick, nicht ihr entschlossenes Davongehen.

Als die Malerin einige Zeit später den kleinen Frisiersalon verließ, ahnte sie nicht, daß sie mehr Minen gelegt hatte, als sie beabsichtigte. Vielmehr ging sie leichtern Herzens, als sie gekommen war, und bummelte vor dem Abendessen den Strand entlang. Sie liebte sonst dieses Strandleben Italiens nicht, aber jetzt wollte sie es sich bewußt nochmals anschauen, da ihr Aufenthalt sich seinem Ende näherte; das Bild, an dem sie jetzt arbeitete, wollte sie noch beenden und dann heimwärts ziehen, um nach all der schwülen Glut noch etwas Bergfrische zu genießen, ehe sie wieder ins Arbeitsjoch zurück mußte. Die schmale, ruhige Gestalt in Weiß wirkte sehr fremdartig unter all der lauten Buntheit, die sich hier breitmachte. Zwei lange Reihen farbiger Sonnensegel füllten den Strand, und darunter lagerte und saß die Weiblichkeit aller Fettgrade in mehr oder minder kühnen Strandanzügen. Die lauten Stimmen der Kinder waren unter allen zu hören; resignierte Väter spielten mit den Sprößlingen in und außer dem Wasser, während die eleganten Mütter sich von fliegenden Händlern ihre verführerischen Waren zeigen ließen.

Perlen, Korallen, Spitzen, Seidenschale, Teppiche, Decken, Stickereien; alles wurde feilgeboten, und das Geschrei leidenschaftlichen Handelns hörte nicht auf. Hilde Wengen vergegenwärtigte sich für kurze Zeit das Strandleben deutscher Seebäder, und es wollte ihr scheinen, als herrsche dort trotz aller Lebendigkeit ein geradezu himmlischer Frieden im Vergleich zu diesem Erholungsbetrieb hier. Sehnsucht nach der Heimat hatte sie und nach deren herber Kraft; Sehnsucht nach der innern Lebendigkeit statt nach der äußerlichen. Hätte nicht der Ernst ihrer Darstellungsart die Glut des Südens als notwendige Belebung gebraucht — die Adria hätte Hilde Wengen nicht gesehen! Mit einem Seufzer der Ermüdung wandte sie sich von all dem Getriebe ab und begab sich zum Abendessen in ihre Pension. Immer häufiger richtete sie den Blick zur Seite, wo die Trattoria der Erminia lag, und immer unruhiger wurde sie, als die Zeit verging und der, den sie erwartete, sich nicht zeigte.

Es war jetzt vollkommen dunkel geworden; Hilde saß am Rand der Terrasse und starrte zu dem sternenreichen Himmel hinauf, da hörte sie unter sich ein rauhes Flüstern. Erst achtete sie nicht darauf, aber dann ward sie sich bewußt, daß es immer wieder und wieder das gleiche rief: „Signorina Ilda! Signorina Ilda!" Sie beugte sich hinab und sah das weiße Gesicht Palmyras zu sich aufgerichtet, von dort, wo das Mädchen am Fuße der Terrasse stand. Die Augen glühten durch das Dunkel, und zum ersten und letzten Male in ihrem Leben kam Hilde Wengen mit der stärksten Leidenschaft des Südländers, mit der Eifersucht, in Berührung. Sprachlos starrte sie in das zu einer wilden Maske verwandelte Gesicht des Mädchens, hörte widerspruchslos, was das heisere, durchdringende Flüstern zu ihr aufzischte, als sei es die Stimme der Nacht des Südens selbst.

„Signorina Ilda, hüte dich, mir den Mimo zu nehmen, ich sage dir, hüte dich! Willst du mir schon den Enrico nehmen, was liegt mir an ihm, ich schenke ihn dir, wenn er auch deinen Brief nicht bekommt, sieh, ich zerreiße ihn — so! Aber der Mimo — hörst du — der ist mein — mein — mein!"

Das letzte „Mein!" war fast ein heiserer Schrei, und dann war



Fahrt ins Blaue.

das weiße Gesicht verschwunden, war die heisere Stimme verstummt. Nur die Fetzen des zerrissenen Briefes, hin und her geweht vom Abendwinde, bewiesen, daß das Ganze kein Phantasiegebilde gewesen war. Erschüttert bis ins tiefste hatte sich Hilde erhoben und über die Terrasse gebeugt. Wirklichkeit! Endlich einmal Wirklichkeit in all diesem Scheinleben ringsum. Endlich einmal hatte sie die Stimme des unmittelbaren Lebens gehört und den Schlag eines menschlichen Herzens vernommen. Die Künstlerin, deren ernstes Auge stets nach der Wahrheit suchte, um sie verwandelt durch sich selbst wiederzugeben, atmete tief auf und reckte die Arme in die Nacht, als wolle sie etwas Unsichtbares fassen. Sie war allein hier draußen — war wie immer die Letzte und die Einsame, da sie die Nachtluft liebte und sich nicht, wie alle sonst hierorts, davor fürchtete.

Auf der Terrasse am Meere stand sie dort, eine schmale, weiße, hochgereckte Gestalt, die Arme wie zum Fliegen gebreitet, den

Kopf gehoben, einer bläulichen Flamme gleich, in der sternenhellen Nacht. Gebannt starrte Hein Bergdorfer auf dieses Bild; er kam von der Seite des Meeres her und wollte um etwas Essen bei der Erminia fragen, wenn es auch schon spät geworden war; außerdem aber wollte er sein Malgerät holen, von dem er sicher war, daß Palma es verwahrt hatte. Da sah er dieses weiße Mädchen stehen, und sein Malerauge trank berauscht die reinen Linien ihrer weißleuchtenden Silhouette ein. Noch niemals hatte er etwas ähnlich Belebtes gesehen wie diese Haltung, niemals noch einen so durchseelten Frauenkörper! Schwarz der Grund, weiß die Gestalt. „Sehnen" mußte es heißen, das Bild. Stand sie auf den Fußspitzen? Es sah alles so hochgereckt aus, so als versuche sie, zu den Sternen hinaufzureichen. Mit zwei Sätzen war Hein Bergdorfer bei der Terrasse, und mit einem leichten, gewandten Schwunge saß er auf der Balustrade.

„Bleiben Sie so stehen — um's Himmels willen, bleiben Sie so stehen!" rief er eindringlich. Natürlich blieb sie nicht so stehen, denn sie erschrak tödlich. Ganz herausgerissen aus sich, wie sie war, sich auch ganz allein glaubend, vernahm sie plötzlich deutsche Worte, sah sie eine dunkle Gestalt auf sich zu eilen. Sie schrak zurück und faltete die Arme über der Brust in einer wiederum gänzlich unbewußten Bewegung; den Kopf vorgeneigt, sah sie aus ihren großen Augen zu ihm hinüber, stumm, regungslos. Er tat das gleiche; durstig trank sein Künstlerauge auch hier wieder die Linien des schmalen Körpers in sich ein, und er murmelte leise: „‚Die Erschreckte' heißt dieses; wieder Weiß auf Schwarz. Menschenskind!" schrie er plötzlich auf und stürzte auf die Kollegin zu. „Sie sind ja eine Fundgrube! Sie sind ja die geborene Inspiration! Warum habe ich das denn nicht eher bemerkt? Ich farbenblinder Esel, ich!"

Hilde Wengen kam mit einem herzhaften Lachen ganz zu sich; sie griff nach den Händen, die ihr entgegengestreckt waren. „Guten Abend, Kollege! Freue mich, Sie endlich zu sprechen. Ihr Malgerät habe ich verwahrt, ich will es Ihnen holen."

„Lassen Sie doch, setzen Sie sich her zu mir. Vielen Dank übrigens, daß Sie es verwahrten; warum nahm es Palma denn

nicht? Ist auch gleich. Verstehe nicht, wie ich bisher so blind sein konnte!"

Mit der Fähigkeit des völligen Umschlagens, die der Künstler besitzt, war es geschehen, daß Hein Bergdorfer sich aus dem wilden Farbenrausch der Sonne in die tiefe Symbolik des Farblosen gestürzt hatte, veranlaßt dazu durch den Anblick einer lebensvollen Formung gerade in dem sogenannten psychologischen Augenblick einer Entwicklungsphase. Sie saßen und sprachen bis tief in die Nacht hinein; redeten von Kunst: von Form gegen Farbe, vom zerschlagenden Lichte des Südens, von der Rettung in das Farblose, solange man sich überhaupt noch sehend erhalten wollte als Schaffender. Plötzlich aber sagte Hein Bergdorfer: „Ich weiß nicht, mir ist so seltsam; ganz schwach ist mir! Was ist das nur?"

„Haben Sie denn überhaupt zu Abend gegessen?" fragte Hilde Wengen lachend.

Da erinnerte er sich dieser Unterlassung und schlug vor, noch in eine Osteria zu gehen, wo man wenigstens eine Mortadella zum Wein bekäme. Sie war sofort bereit, und Hein sah erstaunt auf das Mädchen, das er für streng und hart gehalten hatte nur deshalb, weil sie zielbewußt fleißig war. Wie sie jetzt leichten, unhörbaren Schrittes neben ihm durch die stillen, schmalen Straßen des Fischerdorfes ging, da sah er immer wieder zu ihr herab.

„Wissen Sie", sagte er plötzlich, „das ist die erste Stunde hier, in der ich mich nicht einsam fühle!"

„Für mich auch", sagte Hilde und sah lächelnd zu dem unordentlichen langen blonden Landsmann auf. „Kommt eben daher, daß wir ineinander irgendwie Heimatboden spüren; meinen Sie nicht?"

„Mag sein. Aber ich hatte mich doch so auf die Freiheit in der Fremde gefreut!"

„Bei uns ist ja viel mehr Freiheit, Kollege! Hier ist ja alles nur farbige Fassade."

„Wahrhaftig, ja, das ist's auch. Inklusive der angestrichenen Mädel. Die Palma färbt auch die Lippen."

„Natürlich; wird doch als notwendig angesehen hier."

Gerade da war es, daß sie in den Lichtkreis der Osteria kamen, und neugierig sah Hein auf die Lippen Hildes. Rot waren sie und feucht und lockend — aber gefärbt waren sie nicht. Ein Gefühl ganz neuer Art sprang in ihm hoch, und er legte die Hand in ihren Arm.

„Kameradin? Führt mich aus dem Labyrinth, ja?"

Sie sah zu ihm auf und lächelte wieder. Sie glaubte nicht an Kameradschaft zwischen Mann und Frau, aber sie tat so, denn es war auch vor sich selbst so schön beruhigend.

„Kameradin für den Weg aus dem Labyrinth des Farbenrausches? Ja!" Lachen tönte ihnen entgegen und der Gesang einer Männerstimme.

„O sole mio" klang es durch die warme Nacht; alles war da: das Rebendach der Osteria, Wein, Gesang, weiche Luft des Südens, sternenbesäter Himmel. Und doch — und doch! Als sie zum vierten Male miteinander anstießen, nachdem sie weiterhin nur über Farben gegen Schwarz-Weiß gesprochen hatten, sagte Hein unvermittelt: „Aber ich habe doch heute Palma gesagt, ich wolle sie heiraten!"

Hilde verstand sofort; sie legte ihre schmale, feste Hand auf seinen Arm, lächelte und meinte beruhigend: „Sie nimmt den Friseur viel lieber; darin sind Sie frei, Kollege."

„Sie sind überzeugt? Das wäre ja herrlich, herrlich! Dann fahre ich gleich übermorgen heim. Das heißt — wenn Sie mitkommen?"

„Ich bin in zwei Tagen fertig; am dritten können wir reisen."

„Wundervoll!" sagte Hein und rief nach mehr Wein. „Jetzt erst kann ich den Abend hier ganz genießen — jetzt ist's Abschied vom Süden, von dem Farbenkitsch, von dem Adriablau! Prosit, Kameradin!"

Sie tranken und lachten, und Hildes Herz jauchzte. Angst hatte sie um den langen Maler gehabt; so viel Angst, er könne im Adriablau untergehen und der Heimat verloren sein. Nun brachte sie ihn zurück, nun gewann sie ihn sich selbst wieder und seiner eigentlichen Kunst. —

Wochen später war es, da saß Hilde Wengen vor der kleinen Frau, die des langen Malers Mutter war. Die weiche, runzlige Hand der alten Frau lag auf den festen Fingern des Mädchens und sie lauschte gespannt den Worten. „Ich war so froh, ihn dort fortzubekommen, Frau Bergdorfer; das Mädchen hat den Friseur inzwischen geheiratet, schrieb man mir. Und was Heins Kunst anlangt: wenn er erst über diese Schwarz-Weiß-Begeisterung fort ist, dann findet er den richtigen Weg der Vereinigung von Farbe und Form. Aber nur hier, nur in der Heimat wurzelt seine Kraft — meinen Sie nicht auch — Sie, seine Mutter?"

Die alte Frau sah sinnend auf das begeisterte Leuchten in Hildes Blick. „Ich glaube vieles für ihn, wenn Sie bei ihm bleiben, Hilde. Er braucht einen Halt, der Junge, sonst stürzt er vom Überschwang zur Verzweiflung." Sie sah schnell zum Fenster hinaus, um das heiße Rot abebben zu lassen, das über Hildes Züge brannte. „Da kommt er übrigens", sagte die Mutter dann, die diesen Fensterplatz deshalb gewählt hatte, um des Sohnes Kommen beobachten zu können. „Er geht schnell; ob sein Bild wohl angenommen ist?"

Sie stand auf und ging dem Sohn entgegen; Hilde hörte ihre Stimmen im Vorraum, erhob sich und stand wartend da, gespannt. Hatte man es zur Ausstellung angenommen, das Bild „Sehnen", dieses, mit dem tiefblauen Nachthimmel und der weißen, schmalen Frauengestalt, die die Arme zur Höhe reckte? Die Tür sprang auf und wurde vorsichtig von anderer Hand von draußen geschlossen. Hein Bergdorfer, mit leuchtenden Blauaugen und wie immer wirrem Blondhaar, stand dort.

„Hilde", sagte er, „komm zu mir, Hilde — du bist's, die mir siegen half — nur du!"

Langsam kam sie zu ihm, wie im Traume schreitend, den strahlenden Blick in dem seinigen ruhend. Langsam legte sie die Hände auf seiner Brust zusammen, und langsam hob sie ihr Gesicht zu ihm auf, reichte sie ihm die Lippen hin. Andachtsvoll küßte er den Mädchenmund, und es war ihm, als küsse er in Hilde seine Zukunft und deren klare Sicherheit.

Du und das Leben

Wer Unglück nicht kennt, lernt nicht das Glück ergreifen und festhalten.

*

Wer den Himmel nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen Weltall.

*

Nicht was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus.

*

Stark sein im Schmerz, nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos, zufrieden mit dem Tag, wie er kommt, in allem das Gute suchen und Freude an der Natur und an den Menschen haben, wie sie nun einmal sind.

*

Die besten Freuden im Leben kommen nicht von außen, sondern aus dem Bewußtsein unseres Wertes und dessen, was wir für andere sind.

*

Ein gesunder Mensch braucht Pflichten, aber ebenso nötig ein gewisses Maß von Lebensfreude, wenn er gesund bleiben soll an Körper und Seele.

*

Zur Ruhe kommen wir nur durch die Genügsamkeit unseres Herzens, nicht aber durch die Erfüllung unserer Wünsche.

EWIGER SCHNEE IM MORGENLAND

Wie wir den Erdjijas Dag bestiegen

VON E.J. RITTER

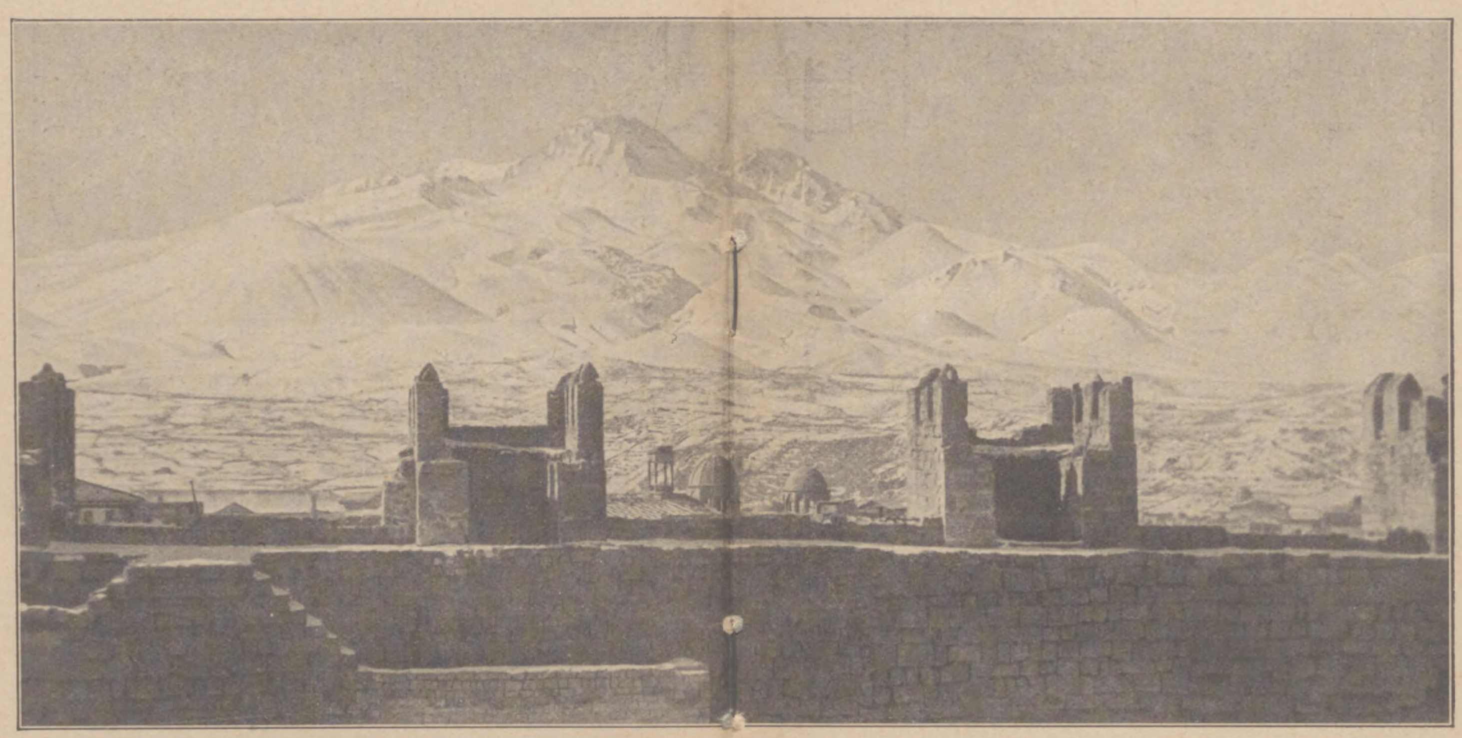
Mit Bildern

Inmitten Kleinasiens erhebt sich am Nordrand des Antitaurus der 3960 Meter hohe Erdjijas Dag, der Argäus der Alten. Er ist ein erloschener Vulkan mit kahlen Hängen, von dessen Gipfel der Blick weithin schweift über die Berge und Täler Kappadoziens. Zum erstenmal ist einer deutschen Expedition die Besteigung dieses schwer erreichbaren Gipfels gelungen. Die Schwierigkeiten und Gefahren werden hier vom Führer der Expedition geschildert.

Der Mond steht um Mitternacht über der nach Osten offenen Mulde des Kraterkessels des Erdjijas Dag; wir klettern im fahlen Licht bereits 3625 Meter hoch oben am Felsgrat des Kraterrandes; die Karte nennt den Punkt Kartepe.

Die Farben der Nacht verblassen, im Osten geht die Sonne auf; aus graublauer Dämmerung erwachen die Bergketten Armeniens und des Antitaurus; dort in der Ferne das dunkle, wellige Gipfelmeer, es sind die wilden Berge Kurdistans.

Wir schnallen die Steigeisen an, denn der Grat vor uns ist beinhart und überwächtet, und noch immer jagen Nebelfetzen über den Kamm. Ein Felsturm verriegelt den Weiterweg; auf vereistem Schneeband bezwingen wir ihn und queren hoch über der Kratermulde in die Wand hinaus. Ein Schneehang leitet zum Grat zurück; leicht sind die Felsen zum östlichen Vorgipfel. Erst um elf Uhr morgens hat die Sonne die letzten Nebel emporgesogen. Ein schmaler und überwächteter Eisgrat führt zu den Felsen des Hauptgipfels hinüber, wir rutschen wie über den First



Der 3830 Meter hohe Gipfel des Erdjijas Dag, von der Sel dschukenburg am Rand der anatolischen Steppe aus gesehen.

eines Daches. Der Pickel räumt die Wächten fort; klirrend jagen die Eisbrocken in die Tiefe.

Fast elf Stunden sind wir ohne Rast unterwegs, nun sitzen wir in der Scharte unter dem Felsgipfel des Hauptturmes. Armenische Schriftzeichen sind hier eingemeißelt. 1895—1896 lesen wir. Über die leichten Hänge der Südseite waren sie gekommen, manchmal in Begleitung amerikanischer Missionare. Gläubige Männer müssen es gewesen sein, wir lesen es in vorgefundenen Notizen; einer schließt seine begeisterte Schilderung

mit der Mahnung: „Bringe durch deine Tritte keine Steine ins Rollen und steige, unsern hilfsbereiten Gott Jesus Christus im Herzen, auf der Spur des Vorangehenden hinauf! O Freund, der du dies lesen wirst, achte der nutzbringenden Seiten der Bibel: Luka Bibel 9 : 28/36."

Alle ihre Vorsicht, ihre ganze Frömmigkeit waren umsonst. Das Unglück kam über sie. Zu Tausenden wurden sie hingemordet, fielen dem Haß der erwachten Türken zum Opfer; ihre Dörfer sind nur mehr Ruinen. Was sich retten konnte, irrt



Quergang auf vereistem Band am Südostgrad.

heimatlos, entwurzelt in der Welt umher mit Sehnsucht im Herzen.

Über uns steht der Gipfelturm, von Blitzen getroffen, unangreifbar, wie eine Nadel schlank und schön, noch nie von eines Menschen Fuß betreten. Sollten auch wir, wie all unsere Vorgänger, ihn nicht bezwingen? Wir, die wir das Klettern im Wilden



Blick auf das Hauptmassiv des Erdjijas Dag.

Kaiser lernten und schon ganz andere Gipfel bezwangen als diesen da. In seinem Schatten sitzen wir voll heiterer Unbekümmertheit.

„Schau! dort in der Nordwestflanke, mir scheint, da führt eine Rinne empor", sagt mein Begleiter.

„Ja", erwidere ich, „aber wie kommen wir hinein!" Etwas

besorgt gleitet der Blick einige hundert Meter an der freien Wandfläche hinab.

„Quer hinüber muß es gehen, ich sichere schon", meint mein Begleiter.

Ohne Kletterschuhe, ohne Sicherungshaken saugt sich mein Körper über dem Abgrund an winzigen Tritten und Griffen an den Fels. Wenn nur das Gestein nicht so brüchig wäre, alle Griffe sind lose. Endlich bin ich um die Ecke, die Rinne hat mich verschluckt, Hubert kann nichts mehr sehen als das laufende Seil, da ruft er: „Geht's weiter?"

„Vielleicht, aber schlecht schaut's aus. Seil nachlassen!"

Ich muß schon wieder ausruhen, die Knie zittern von der anstrengenden Zehengymnastik. Zwischen den gespreizten Beinen geht der Blick hinab in grausige Tiefen. Das Seil muß auch gleich aus sein — was dann?

„Wieviel Meter noch?"

„Fünf Meter, höchstens!" kommt die Antwort ganz von fern.

„Es reicht nicht! Ich lege das Seil ab", rufe ich zurück.

„Bist du verrückt? Laß den Unsinn und komm zurück, wenn's eben nicht geht!" höre ich ihn rufen.

„Was tun?" Die Brust keucht schwer, der Schweiß rinnt am offenen Hemdkragen herab. Ob ich's wage? Der Ehrgeiz ringt mit dem prüfenden Verstand.

Doch was war das eben? Über mir knistert es verdächtig, jäh stockt der Atem. Da knistert es nochmals, und schon poltert es. Ich stemme mich fest, den Kopf an die Wand geduckt.

Ein wuchtiger Schlag trifft meinen Schädel, in tierischer Angst krallen sich die Finger in den Fels. Dunkle, jähe Ströme wallen, durchfließen den Leib. Es saust in den Ohren sekundenlang; vor den Augen flimmern Sterne in bunten Ringen.

Nur jetzt die Besinnung nicht verlieren, stehen, fest stehen, sich nicht aus dem Stand reißen lassen, sonst stürze ich in die Wandflucht hinaus bis in den Felskessel hinab — und dann — ja, dann ist es aus.

Die Steinlawine ist vorbei, sie jagt pfeifend die Wand hinunter; kein Aufschlag ist hörbar. Schwefelgeruch erfüllt die Luft; lautlose Stille herrscht.

„Ist etwas passiert, bist du gestürzt?" höre ich rufen, und nochmals, da keine Erwiderung erfolgt: „Gib doch Antwort! Was ist los?" So dringt es wie ein Angstschrei zu mir.

„Sei still und zieh lieber das Seil ein, daß ich aus der verfluchten Mausefalle herauskomme!" Ich schreie es nicht, o nein, ich flüstere es nur so vor mich hin; die perlende Stirn drücke ich in den kühlen Grund der Rinne. Wie das guttut! Grüblerische Gedanken durchblitzen das Gehirn: sinnloses Tun! Wozu nur?



Auch im Morgenland gibt es ewigen Schnee.

Was treibt dich denn? Nur nicht die Nerven verlieren, hier kann dir keiner helfen, du mußt den Rückweg allein erzwingen, rufe ich mir zu.

Klein und verzagt sitze ich endlich wieder bei den Gefährten in der Scharte, ein wenig bleich von dem Schreck, die zermürbten, blutenden Hände zittern noch.

„Gib mir einen Schluck Kaffee! Das wäre beinahe schief gegangen. Und nur sieben Meter fehlten noch, dann wäre ich droben gestanden." Meine Stimme ist seltsam brüchig.

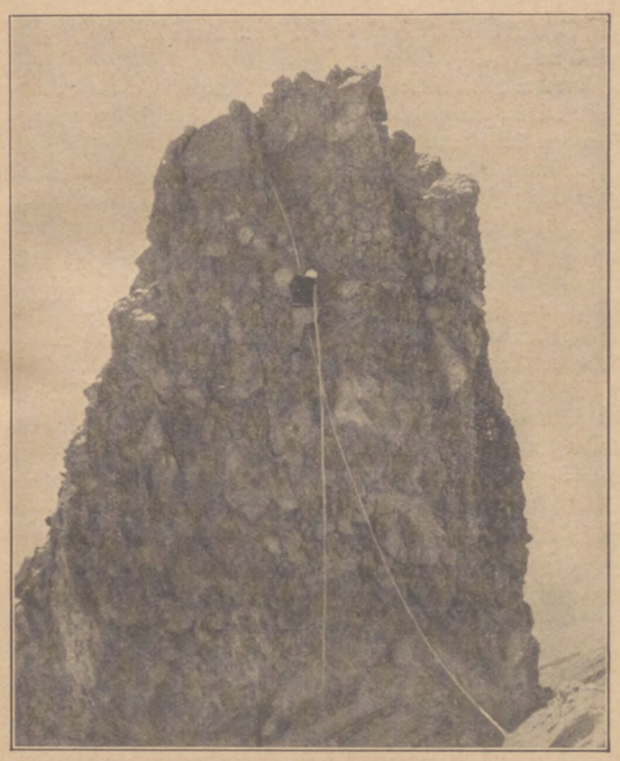
Gedankenverloren sagt Hubert vor sich hin: „Der alte Argäus! Jetzt hätte er uns fast noch eins ausgewischt. Muß es denn sein? Auf die paar Meter kommt's doch auch nicht mehr an."



Rast in 3800 Meter Höhe am östlichen Vorgipfel.

So sind wir also — — geschlagen.

Nach dem Abstieg sitzen wir im Lehnstuhl auf dem gras-bewachsenen Flachdach meines Hauses. Unsere Tätigkeit ist hier beendet. Wie mild die Abende sind, erfüllt von bedrückender Melancholie! Unwahrscheinlich groß taucht am Horizont der große Sonnenball unter. Wenn man den Kopf in den Nacken wirft, sieht man droben noch lange die Eisflanken des Erdjijas erglühen, leuchtend, wie das Abendrot auf den Bergen meiner



Abseilen über die Ostflanke des Gipfelturmes.

fernen Heimat. Vom Minarett der Ula Dschami ruft die helle Knabenstimme des jungen Muezzin: „Lob sei Allah, dem Weltenherrn, dem Erbarmer, dem Barmherzigen, dem König am Tag des Gerichts!"

Ich schließe die Augen, es ziehen die Bilder der Tage und Monate vorüber, all das, was wir gesehen und erfahren. Ich durchlebe noch einmal, wie wir mit den Schneeschuhen in das Wintermärchenland dort oben eindringen, erlebe nochmals den

vergeblichen Kampf um die Gipfelzinne. Dort oben steht sie noch unbezwungen!

Wie war doch der Berg in all den Monaten, seit wir an seinem Fuße lebten, mit uns verwachsen! Aus Vertrautheit war langsam eine Liebe geworden.

Und nun sollen wir scheiden, ohne auf seiner höchsten Zinne gestanden zu sein. Immer wieder schweift der Blick hinauf, Möglichkeiten drängen sich auf, der Feldstecher tastet die längst vertrauten Felsgrate ab.

Und wir haben ihn doch noch überlistet; in einem letzten erbitterten Ansturm, gejagt von jähem Ehrgeiz. Eine tolle Fahrt mit unserm alten Fordwagen ging voraus, der wie ein Asthmaleidender die alte Paßstraße zum Derwent emporkeuchte, ein nächtlicher Anstieg ohne Rast über die Felsgrate, und in der Gluthitze der Mittagstunde trieben wir den ersten Mauerhaken in den knirschenden Fels der Gipfelzinne. Es war ein ehrlicher Kampf, zur Sicherung dienten nur Haken, Karabiner und Reserveseil.

Der Steinmann hoch über dem Dunst der Niederungen ist das sichtbare Mal unseres Sieges, das Zeichen der endlichen Erfüllung eines Traumes: hinabzublicken von der höchsten eisumgürteten Zinne des wundersamen Bergriesen auf dieses rätselvolle fremde, von ewiger Mühsal beladene Land, hinauszublicken von der einsamen Felseninsel auf das unendlich brandende Steppenmeer, das durch Jahrhunderte Kleinasiens Völker verschlang, in dem herrliche Kulturen spurlos versanken.

Ein Gipfelbuch legten wir in verschlossener Bleikassette nieder; der Hammer trieb den Ringhaken, an dem wir uns abseilten, in den Fels des Gipfelturmes, die letzte Wunde, die wir ihm schlugen.

Nun sitzen wir am verglimmenden Feuer unseres Hochlagers bei den braunen Zelten der Kurden, über uns funkeln hart und klar am südlichen Himmel die Sterne. Wir sind erfüllt vom Glücksrausch der Stunde, Freude ist in uns und doch auch ein wenig Schwermut.

Der Mond ist erst gegen Mitternacht zu erwarten. In der feierlichen Nachtstille erhebt sich ein leiser, säuselnder Windhauch.



VON ARTUR BRAUSEWETTER

(Fortsetzung.)

Ich bin überarbeitet", begann Wolf Hermenau, zu Kurt Bernhardi gewendet. „Kein Wunder bei dieser Hetzjagd vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Kurz, der Arzt dringt auf völlige Ausspannung für mindestens sechs Wochen. Vorläufig geht es noch nicht. Ich habe mehrere Prozesse, die ich unbedingt selbst führen muß. Aber vielleicht zum Anfang Juli. Da wollte ich Sie fragen, ob Sie für diese Zeit meine Vertretung übernehmen wollen."

Erstarrt stand Kurt wie einer, der eine unerwartet an ihn herantretende Kunde nicht fassen und glauben kann. Er sollte Arbeit, sollte nach so langem Brachliegen ein Feld der Tätigkeit finden, auf dem er wirken und schaffen konnte!

In überströmendem Glücksempfinden ergriff er die

Hand des andern: „Wenn Sie ahnten, was Sie mir mit diesem Anerbieten geben! Wie dankbar ich Ihnen bin!"

„Sie haben keinen Grund, mir zu danken. Ein Mann von Ihren Gaben wird überall Tätigkeit finden."

„Ich habe sie überall gesucht. Aber vergeblich!"

„Es wird nicht lange mehr dauern, da wird man sich nach tüchtigen Kräften reißen. Oder wollten Sie an dem Erwachen, das jetzt durch unser Vaterland geht, achtlos vorübergehen? Es würde sich nun empfehlen, daß Sie ein paar Wochen vorher zu mir kämen um sich einzuarbeiten. Mein Sozius hat zwar sein eigenes Gebiet, mit dem Sie kaum zu tun haben werden, aber mein Bürovorsteher ist sehr erfahren und wird Sie auf das beste beraten. Nun will ich mich noch von Ihrem Herrn Vater verabschieden."

Der hatte inzwischen der alten Haushälterin Auftrag erteilt, den Kaffeetisch für den berühmten Gast herzurichten, und war schmerzlich enttäuscht, als dieser eine behagliche Plauderstunde mit ihm ablehnte und nur im Stehen eine Tasse Kaffee zu sich nahm.

„Ich will noch zu Doktor Kosack fahren", sagte er, bereits in seinem Wagen sitzend, den er stets selbst lenkte. „Man pries mir sein Sanatorium überall, und ich habe mich entschlossen, meinen Urlaub dort zu verbringen." Er hob grüßend die Hand. Und der Wagen flog in den lachenden Maientag hinaus.

Eine kurze Stunde hatte genügt, eine kaum glaubliche Änderung in Kurt hervorzurufen. Aus dem Chaos der Arbeitslosigkeit, in dessen Fluten er bereits zu versinken drohte, war er urplötzlich durch das Eingreifen eines einzigen Menschen herausgehoben, war hinübergerettet auf festes Land, fühlte nach all dem Schwankenden und Haltlosen wieder Boden unter seinen Füßen.

Kaum wußte er, wo er mit all der wiedergewonnenen, jetzt hemmungslos hervorsprudelnden Kraft hin sollte.

Er holte eine der letzten Flaschen alten Rotweins aus dem Keller, setzte sich zu seinem Vater, trank ein Glas nach dem andern mit ihm, plauderte von Vergangenheit und Zukunft, froh und unbefangen, wie er es sehr lange nicht getan.

Manchmal packte Kurt ein seltsames Empfinden, es kam über ihn wie eine aus verborgenen Tiefen steigende Furcht: als ob dies Glück so groß wäre, daß es das Schicksal herausfordern müßte. Die alte griechische Sage von dem Neid der Götter klang dann in ihm wider und trübte seine Freude. Es mochte aber auch mit seiner Tat zusammenhängen, über die er jetzt, da er im Begriff stand, in geordnete Verhältnisse einzutreten, ernster und strenger dachte. Sein Trost war, daß sie unentdeckt geblieben, daß der geheimnisvolle Vorgang in dem Feldhammerschen Hause unaufgeklärt geblieben und bereits in Vergessenheit geraten war. Niemand wußte von ihm, und der einzigen, der er es selber erzählt hatte, war er sicher.

Dann waren seine Gedanken wieder bei Lore. Was würde sie sagen, wenn er ihr mitteilte, welch eine unerwartete Wendung sein Geschick genommen. Kaum konnte er den Tag erwarten, wo er mit seiner Botschaft zu ihr eilen würde. Nach Fichtenhöhe! Und von dort in die Stadt! Zu neuen Ufern, neuen verheißenden Tagen!

Nach kurzer Erholungszeit auf Perkanten waren Ravenhorsts in die Stadt zurückgekehrt. Der Präsident fand ein gehäuftes Maß von Arbeit vor, das ihn völlig in Anspruch nahm. Auch Frau Mathilde hatte eine Reihe

unaufschiebbarer Verpflichtungen zu erfüllen, und nur Inge hatte Muße, sich nach der Stille des Landes, dem Duft der Felder und Wiesen zurückzusehnen.

Es kam ein anderes dazu, das ihr den Aufenthalt in der Stadt vergällte: sie fühlte sich nicht frei. Sie mochte sich irren, aber jedesmal, wenn sie einen kleinen Spaziergang machte oder zu einer Besorgung aus dem Hause ging, war ihr, als würde jeder ihrer Schritte bewacht, als folgte ihr unmerkbar irgend jemand, den sie nicht kannte, der sie aber umso aufmerksamer im Auge hatte.

Fahndete die Polizei immer noch nach dem Täter? Oder hatte sie nur Auftrag, sie zu beschützen, weil der besorgte Vater ihr Wohl dem Präsidenten ans Herz gelegt? Hatte sie ihre maßlose Erregung an jenem Abend, die sie die ihr auferlegte Schweigepflicht brechen und ihren Eltern ihr Geheimnis anvertrauen ließ, oft genug verwünscht, so fiel sie vollends jetzt, wo ihr auf unerwartete Weise Klarheit geworden, mit heftigen Vorwürfen über sich her. Aber sie war machtlos. Sie durfte nichts sagen.

Es kamen Stunden, in denen sie ein Wiedersehen mit Kurt Bernhardi herbeisehnte. Dann wieder war sie glücklich, ihn so weit von der Stadt entfernt, in der Abgeschiedenheit des Landes geborgen und vor einer Verfolgung gesichert zu wissen, und erzitterte, wenn sie die Straße betrat, in dem Gedanken, ihm zu begegnen.

Da geschah es eines Tages, daß sie auf einem Gartenfest bei dem dänischen Konsul Wolf Hermenau traf und dieser ihr mitteilte, daß er den jungen Assessor Bernhardi zu seiner Vertretung während eines längern Urlaubs verpflichtet hätte und ihn in Kürze erwartete. Von diesem Augenblick an wuchs ihre Unruhe in einem Maße, das auch ihren Eltern nicht mehr verborgen bleiben konnte.

Aber ihnen gegenüber auch nur eine Silbe von dem zu äußern, was sie in Perkanten erlebt und erfahren hatte, kam ihr nicht mehr in den Sinn. Tapfer und stark verschloß sie sich in sich selbst, trug, was ihr auferlegt war, und wich jeder Frage mit Geschick und Vorsicht aus. Und dennoch kam, was kommen mußte. Frau Ravenhorst war zu einer Dame zum Kaffee geladen, mit der sie freundschaftliche Beziehungen verbanden. Auch Inge war gebeten, hatte zwar unter irgend einem Vorwand abgesagt, sich der Bitte der Mutter jedoch nicht entziehen können, sie gegen Abend abzuholen, um bei dem schönen Wetter noch einen kurzen Spaziergang mit ihr zu machen.

Sie hatte es lange Zeit vermieden, die Straße zu betreten. Auch heute tat sie es mit zagendem Empfinden. Denn gleich, nachdem sie das Haus verlassen, war ihr zumute, als ginge sie nicht mehr allein, als folgte ihr jemand.

War das nun wieder eine Einbildung ihrer erregten Sinne? Aber nein — dort drüben auf der andern Seite des Bürgersteiges erblickte sie jetzt mit untrügbarer Gewißheit einen dunkelgekleideten Herrn, den auch die hohen, den Weg einfassenden Ulmen ihr nicht verbergen konnten. Er zeigte offensichtlich das Bemühen, sich zurückzuhalten und möglichst im Schutz der Bäume zu bleiben. Sie merkte aber doch, daß er sie genau im Auge behielt und in gemessener Entfernung jedem ihrer Schritte sich anpaßte.

Es war ein wundervoller Abend im Anfang des Juni, aber sie sah wenig von der jungen Pracht, die sie von allen Seiten umgab. Die alte Unruhe war wieder in ihr. Sie beschleunigte ihren Schritt. Der da drüben tat das gleiche, blieb dann und wann stehen und schien in jeder Weise darauf bedacht, von ihr nicht bemerkt zu werden.

Jetzt bog sie um eine Ecke ... nur wenige Minuten noch und sie war am Ziel. Der andere schien ihr hierher nicht nachzukommen. Sie fühlte sich freier, ging langsamer, freute sich zum erstenmal des herrlichen Abends. Da hörte sie einen schnellen Schritt hinter sich. Sollte der Unbekannte da drüben? Sie wagte nicht, sich umzublicken. Die Straße war leer. Kein anderer Mensch weit und breit zu sehen. Da erklang es neben ihr: „Guten Abend, Fräulein Ravenhorst!" und Kurt Bernhardi stand bei ihr, das Gesicht tief gebräunt, die sonst umdunkelten Züge in unbewölkter Frische, froh und wagemutig in die Welt blickend. Kaum wiederzuerkennen war er.

Und doch empfand sie eine tödliche Angst. Denn in derselben Sekunde, als er sie begrüßte, tauchte der Beamte, der sie verfolgte, an der Straßenecke auf, sichtete den fremden Herrn, gewahrte ihr scheues Zurückweichen, ließ keinen Blick mehr von ihnen. Nur Kurt merkte nichts von alledem, was sich geheimnisvoll da um ihn vollzog.

„Ich bin gerade angekommen", erzählte er in jener leichten Befangenheit, die er ihr gegenüber noch nicht abzulegen vermochte, „und befand mich auf dem Wege zum Rechtsanwalt Hermenau. Er hatte mich zum Abendessen in seine Wohnung geladen, die ja wohl hier in einer der nächsten Straßen liegen muß."

Da sah er, wie blaß sie geworden war.

„Ich bedaure", sagte er mit halb spöttischem, halb mitleidigem Lächeln, „wenn ich Sie durch meinen bloßen Anblick wiederum erschreckt haben sollte. Aber als ich Sie so unvermutet vor mir sah, wollte ich Ihnen wenigstens einen guten Abend wünschen. Sie können sich ja gar nicht denken, wie neugeboren ich mir vorkomme."

Nun blieb ihr nichts übrig, als ihm zu sagen — aber es war zu spät.

Denn kaum hatte sie das erste Wort hervorgebracht, da trat der Fremde zwischen sie: „Ich habe Auftrag“, und er wies auf seine Erkennungsmarke, „diesen Herrn zu verhaften und bitte ihn, mir ohne jeden Widerstand folgen zu wollen. Ich werde alles vermeiden, was Aufsehen erregen könnte.“

In sprachlosem Erstaunen sah Kurt auf den Beamten, der ihn verhaften wollte, dann auf Inge. Eine furchtbare Ahnung dämmerte in ihm auf. Ihr scheues Zurückweichen vor ihm, ihr angsterfülltes totenbleiches Gesicht, die stammelnde Stimme, in der sie zu ihm reden wollte, sie hatte ihn verraten. Er war der Polizei ausgeliefert, war rettungslos verloren. Gerade jetzt, wo er endlich am Ziel zu sein hoffte, endlich einmal glücklich war! Seltsame Ironie des Schicksals, der er erliegen mußte! Um seine Zukunft, die ihm eben noch in so lockenden Farben erschienen, war es geschehen. Aber das alles war nichts, war wesenlos gegen die Empörung, die ihn bei dem Gedanken packte, daß gerade sie — —

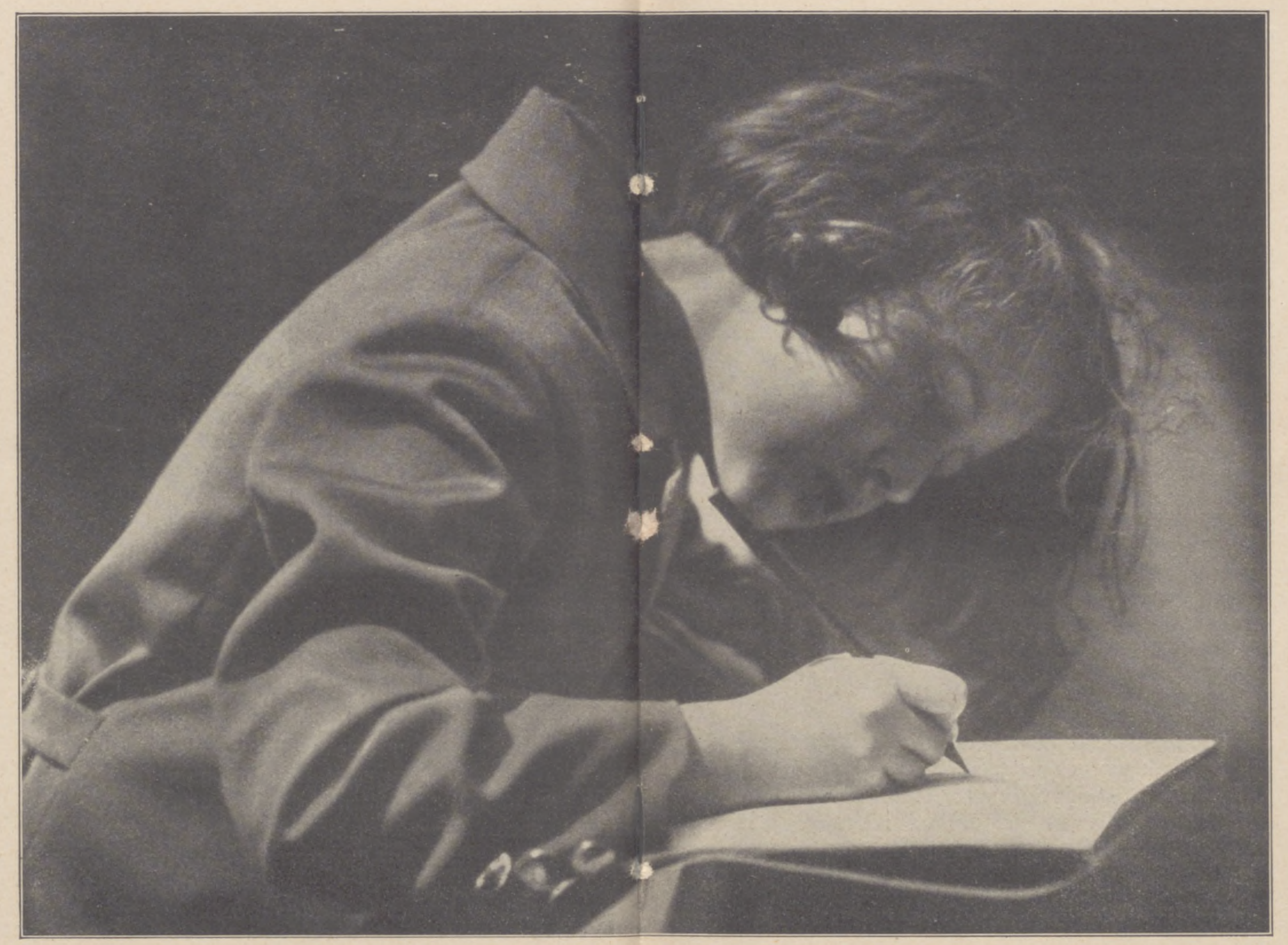
„Es liegt hier ein Irrtum vor“, hörte er sie mit unsicherer Stimme zu dem Beamten sagen.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein. Ist dieser Herr nicht derselbe, der an jenem Februarmorgen in Ihren Wagen sprang, Sie und Ihren Fahrer zwang —“

Also es war am Tag! Zweifellos und unwiderleglich. Man hatte die Polizei unterrichtet. Sie wußte alles und wartete nur auf die Gelegenheit, die gewiß auch eine abgekartete Sache war! Und er war in die Falle gegangen, die man ihm mit wohlüberlegter List gestellt hatte!

Noch einmal versuchte Inge einen Einwand zu machen, aber er kam ihr zuvor.

„Sie sind recht unterrichtet. Ich bin es. Aber darf ich



Schwierige Aufgabe / Aufnahme S. B. D.

wenigstens wissen, aus welchem Grunde Sie mich hier auf offener Straße und in Gesellschaft einer Dame verhaften?"

„Ich darf mich darüber nicht auslassen", erwiderte der Beamte, fügte aber nach kurzem Bedenken hinzu: „Ich möchte andeuten, daß Sie mit dem plötzlichen Tode des Rentiers Feldhammer in Zusammenhang stehen dürften."

„Gut. Ich werde Ihnen folgen."

Weit über die vereinbarte Zeit hinaus hatte Frau Ravenhorst auf das Kommen ihrer Tochter gewartet. Dann war sie, von einer innern Unruhe getrieben, nach Hause gegangen. Sie fand Inge oben auf ihrem Zimmer, fand sie, wie sie es in der letzten Zeit bereits von ihr gewohnt war, müde und abgespannt, diesmal aber doch in höherm Maße als sonst, so daß sie ihren Wunsch begreiflich fand, ruhig auf ihrem Zimmer bleiben zu dürfen.

Zum Abendessen aber erschien sie. Obwohl es des Präsidenten wegen immer sehr spät angesetzt war, fehlte er diesmal, so daß die beiden Frauen allein und schweigend ihre Mahlzeit einnahmen. Als sie gegessen hatten, kam er, schickte den Diener hinaus und sagte zu seiner Frau: „Ich wurde auf die Polizei gerufen. Inge wird dir ja erzählt haben."

Von ihrem Manne wanderten Frau Mathildes groß gewordene Augen zu ihrer Tochter hinüber.

„Kein Wort hat mir Inge erzählt!"

„Warum hast du deiner Mutter nichts gesagt?" wandte sich der Präsident an seine Tochter.

„Weil ich schon zuviel gesagt habe."

„Aber, Kind!" rief Frau Mathilde außer sich.

Herr Ravenhorst winkte ihr ab.

„Warum meinst du, daß du uns zuviel gesagt hast?"

„Weil all dies dann nicht geschehen wäre."

„Es ist dir also leid, daß man den Mann überführt hat?"

„Ja — es ist mir leid!"

„Inge, Inge!" rief Frau Mathilde und rang die Hände.

„Und weshalb ist es dir leid?" fragte Herr Ravenhorst, dessen unbeirrte Ruhe in scharfem Gegensatz zu der Erregung seiner Frau stand.

„Weil ihr irrt ... du und die Mutter. Und auch der Polizeipräsident. Er ist kein Verbrecher!"

„Kein Verbrecher?" fragte Frau Mathilde entsetzt. „Woher weißt du das?"

„Weil er mir alles erzählt hat."

„Du kennst ihn also?"

„Ja ... ich kenne ihn."

„Und hast uns nie ein Wort davon gesagt!"

„Weil ihr es doch nicht verstanden hättet, mich auch jetzt nicht verstehen werdet."

„So versuche es doch!" sagte Herr Ravenhorst.

Einen Augenblick besann sich Inge. Dann war ihr klar, daß es keinen Zweck mehr hatte, die Eltern jetzt noch im dunkeln zu lassen, ja, daß es der Sache vielleicht förderlich sein könnte, wenn sie ihren Vater aufklärte. So berichtete sie mit wenigen Worten, was sich in Perkanten zugetragen.

„Ich habe jetzt die eine Bitte an dich, Vater", schloß sie, „daß du gleich morgen zum Polizeipräsidenten gehst und ihm berichtest, was du durch mich erfahren hast."

„Es entspricht weder meiner Gepflogenheit noch meiner Stellung, in ein schwebendes Verfahren einzugreifen."

„Auch nicht, wenn es gilt, einen Menschen zu retten?"

„Auch dann kann ich nicht eingreifen."

„So werde ich es tun!"

„Was willst du tun?"

„Zum Polizeipräsidenten gehen und ihn aufklären."

„Das wirst du unterlassen."

„Und weshalb?"

„Weil ich nicht will, daß sich meine Tochter in Angelegenheiten mischt, die sie nichts angehen."

„Die mich nichts angehen?" rief Inge voller Bitterkeit aus. „Ich weiß, daß ich in der Meinung dieses Mannes als Verräterin dastehe. Daß er glaubt, ich hätte ihn angegeben und bei seiner Verhaftung mitgewirkt. Das kann ich nicht auf mir sitzen lassen und will es auch nicht."

„Und wenn ich es trotzdem nicht wünsche —"

„Lieber Vater", erwiderte sie, und man hörte jedem Worte an, wie sie sich zu einer Ruhe zwang, die nicht mehr in ihr war. „Es gibt Dinge, wo mir niemand befehlen kann, wo selbst deine Wünsche, die mir stets maßgebend waren, machtlos geworden sind. Dies ganze Erlebnis, so schwer es für mich gewesen ist, eins hat es dennoch bewirkt: es hat mich reifen lassen, hat mir die Augen geöffnet für vieles, gegen das sie bis dahin verschlossen waren. Darum kann ich auch jetzt nicht handeln, wie du und die Mutter es wünschen, sondern muß meinem eigenen Gebot folgen."

Herr Ravenhorst tauschte einen Blick mit seiner Frau.

„Gut", erwiderte er, „damit du siehst, daß ich dir, soweit wie ich es vor meinem Gewissen verantworten kann, zu helfen bereit bin: ich werde morgen zu Herrn von Warrenhoff gehen und ihn über deine Bedenken in Kenntnis setzen. Und nun gute Nacht. Wir haben schwere Tage vor uns und bedürfen alle der Ruhe."

Inge küßte zuerst der Mutter, dann dem Vater Stirn und Wange.

Als sie sich dann aber auf ihr Zimmer begab, wußte sie, daß der heutige Abend eine Kluft zwischen ihr und ihren Eltern aufgetan, die sich nicht mehr schließen konnte, wußte, daß sie allein stand, auch im Hause von Vater und Mutter, allein den Weg gehen mußte, der ihr vorgeschrieben war.

„Mein Besuch beim Polizeipräsidenten war vergeblich", sagte Herr Ravenhorst zu seiner Tochter, als sie am folgenden Tage am Mittagstisch saßen. „Er hat die Angelegenheit bereits dem Untersuchungsrichter übergeben und den Angeschuldigten zu ihm überführen lassen."

„Dann kann es also eine Weile dauern, bis seine Sache entschieden ist?"

„Je nachdem der Richter ihn vernimmt, ob er es des öftern tun oder ob der Fall mit einem Verhör erledigt sein wird."

„Bleibt er in Haft?"

„Wenn keine Flucht- oder Verdunklungsgefahr vorliegt, kann man ihn auch in Freiheit setzen. Für diesen Fall hat der Polizeipräsident, da er eine erneute Gefahr für dich befürchtet, bereits die Vorkehrungen zu deiner sorgfältigen Bewachung getroffen."

Inge warf den Kopf in den Nacken. Eine Auflehnung, wie die Eltern sie bisher an ihr nicht kannten, durchglühte ihre Worte: „Sage dem Präsidenten, daß ich mir seine Bewachung verbitte. Ich habe genug von ihr und wünsche nicht länger unter Polizeiaufsicht zu stehen!"

Ihr Entschluß stand fest. Den Eltern aber sagte sie nichts von ihm.

Justizrat Hermenau hielt seine Sprechstunde ab. Eben hatte er einen Besucher abgefertigt und geleitete ihn bis an die Tür. Da sah er im Vorraum unter den vielen Wartenden die Tochter des Handelskammerpräsidenten sitzen. Er kannte sie von mehreren Gesellschaften her, hatte sich stets gern mit ihr unterhalten und war jetzt nicht wenig erstaunt, sie hier anzutreffen. Sofort bat er sie zu sich. Und nun war es ein eigen Ding für Inge, dem Manne, auf den da draußen eine stetig wachsende Anzahl von Menschen wartete, die alle mit ihren Sorgen und Leiden zu ihm kamen, ihr Anliegen zu unterbreiten.

Mitten in ihrer Schilderung des gestrigen Vorgangs wurde sie durch das Läuten des Fernsprechers unterbrochen.

Der Justizrat nahm den Hörer: „Also morgen vormittag wird das Verhör beginnen. Und wann könnte ich den Angeklagten sprechen? Gut. Morgen. Ich bin sowieso bei Ihnen auf dem Gericht, habe eine ganze Reihe von Terminen."

„Sie sehen, gnädiges Fräulein", wandte er sich wieder zu Inge, „es war alles schon vorbereitet. Morgen werde ich Herrn Bernhardi und, wenn irgend möglich, auch den Untersuchungsrichter sprechen."

Da faßte Inge sich ein Herz.

„Dann darf ich Ihnen wohl auch den eigentlichen Zweck meines Kommens anvertrauen: Auf dem Fest beim dänischen Konsul erzählten Sie mir, daß Sie Herrn Assessor Bernhardi für die Zeit Ihres Urlaubs zu Ihrem Vertreter bestimmt hätten. Sie werden ihm diese Vertretung doch lassen?"

Ein Bote trat ein: ein dringender Fall wartete draußen.

„Ich möchte Ihre Zeit keinen Augenblick länger in

Anspruch nehmen. Es bedarf nur Ihrer Antwort auf meine Frage."

„Die nicht so einfach zu geben ist, wie Sie es vielleicht denken. Der Angeschuldigte kommt morgen vor den Untersuchungsrichter. Herr Olimsky ist sehr genau und gewissenhaft, und es entzieht sich meiner Beurteilung, wie lange seine Vernehmungen dauern werden. Hat er sie abgeschlossen, so gehen die Akten an den Staatsanwalt. Auf ihn kommt es an, ob er die Klage erhebt oder nicht. Tut er es ... ja, dann —"

Er mied Inges fest auf ihn gerichteten Blick.

„Dann muß ich doch erst einmal sehen, wie sich die ganze Angelegenheit entwickeln wird. Denn daß ich einen vorbestraften Assessor nicht zu meinem Vertreter wählen kann — nicht wahr, das werden Sie begreifen?"

Ja, sie begriff es. Ihre Zuversicht war durch diesen Besuch und die vorsichtig sondierende Haltung des großen Verteidigers nicht gerade gehoben.

Dennoch erwiderte sie, jetzt allerdings ein wenig kleinlaut: „Er ist unschuldig."

Wolf Hermenau lächelte. Es war das skeptisch ablehnende Lächeln, das manche seiner Klienten schon um den letzten Mut gebracht hatte.

„Das sagen Sie, und es ist schön von Ihnen. Ob aber der Staatsanwalt und die Richter ihn unschuldig finden werden, müssen wir abwarten."

Kurt Bernhardi stand vor dem Untersuchungsrichter, Herrn Olimsky, einem ältern Rat von großen juristischen Kenntnissen und noch größerer Erfahrung, die ihm jedoch den freien Blick in die Welt und in das Denken und Treiben der Menschen erhalten hatten.

So brachte er auch dem vorliegenden Fall von vorn-

herein eine menschliche Anteilnahme entgegen, quälte seinen jungen Kollegen nicht mit unnötigen oder inquisitorischen Fragen, sondern hörte dessen klare und einfache Schilderung mit voller Unbefangenheit und erhob nur an einigen Stellen einen kurzen sachgemäßen Einspruch, wenn ihm dieser zur Klärung unbedingt erforderlich dünkte.

Gleich bei dem ersten Verhör merkte man es ihm an, daß die unumwundene offene Darstellung des Angeschuldigten Eindruck auf ihn machte und ihn günstig für diesen beeinflußte.

„Den Alten zu töten, ihm auch nur ein Leid anzutun, ist mir niemals in den Sinn gekommen. Als er den Revolver ergriff, mußte ich mich natürlich wehren. Aber auch da versuchte ich nur, ihm die Waffe zu entreißen. Als er seinen Hund rief und dieser, seinen Herrn zu schützen, auf mich losstürzte, erschoß ich den Hund. Es kam zu einem heftigen Ringen. Ob der Alte sich selbst, ob ich ihn hierbei verletzte, weiß ich nicht. Es tut wohl auch nichts zur Sache."

„Wenn es so war, weshalb hielten Sie denn einen entgegenkommenden Wagen an, zwangen — doch das soll einer spätern Vernehmung vorbehalten sein. Denn hierzu werde ich die betreffende Dame als Zeugin laden."

Da kam der Angeklagte zum erstenmal während des ganzen Verhörs aus seinem bisher bewahrten Gleichmut: „Ich möchte Sie bitten, Herr Landgerichtsrat, von der Ladung dieser Zeugin Abstand zu nehmen. Es wäre mir unerträglich, ihr gegenübergestellt zu werden."

„Wenn ich es aber als notwendig erachte?"

„Ich bestreite nichts. Gebe alles zu. Ich zwang die Dame, zwang ihren Chauffeur, mich zum Bäumelburger Bahnhof zu fahren, tat es unter Drohungen,

die ich Ihnen wörtlich wiederholen werde. Man mag mich dafür strafen, wie man will!"

„Das könnte nur auf einen Strafantrag der Dame geschehen."

„Was sie tut, ob sie den Strafantrag stellt oder nicht, ist mir gleichgültig. Ich werde jede Sühne auf mich nehmen. Nur möge man mir ersparen, ihr gegenübergestellt zu werden."

„So muß ich die Frage an Sie richten, weshalb Sie die Vernehmung einer mir wichtigen und einwandfreien Zeugin in so energischer Weise ablehnen?"

„Hierüber muß ich jede Auskunft verweigern."

Doktor Olimsky sah ihn mit seinem durchdringenden Blick an, zeigte auch hier menschliches Verstehen.

„Wenn es so ist, dann will ich angesichts des Umstandes, daß Sie alles selbst zugeben, auf die Ladung der Zeugin für meinen Teil verzichten. Ob es aber auch der Herr Staatsanwalt, wenn die Sache an ihn kommen sollte, tun wird, das möchte ich bezweifeln."

Damit war das Verhör beendet. Und Doktor Olimsky sandte das Ergebnis an den Staatsanwalt. Den Angeschuldigten auf freien Fuß zu setzen, trug er Bedenken.

So blieb Kurt Bernhardi in Haft. Aber man machte sie ihm leicht. Er konnte sich beschäftigen, wie er wollte, Briefe schreiben und Besuche empfangen.

Der erste, der zu ihm kam, war Siedenbiedel. Es ging ihm nicht mehr gut, dem armen Siedenbiedel, der einmal den Kopf so hoch trug und sich von Leo Timm „Meister" nennen ließ. Er leugnete auch gar nicht, daß er zu Kurt Bernhardi gekommen war, weil er hoffte, irgend etwas Sensationelles über ihn und seine Verhaftung bringen zu können, sah sich in dieser Erwartung aber schmerzlich enttäuscht.

Kaum war er gegangen, da meldete der Wärter mit der einem solchen Besuche zukommenden Wichtigkeit Justizrat Hermenau.

„Ich bringe gute Botschaft", rief dieser dem erwartungsvoll ihm Entgegeneilenden zu. „Der Staatsanwalt hat von der Erhebung der Klage Abstand genommen. Man wird Sie noch heute entlassen. Wenn ich einen Wunsch aussprechen darf, dann bleiben Sie jetzt in der Stadt und kommen morgen zu mir. Ich hätte dann noch Zeit, Ihnen für einige vorliegende Fälle die nötige Unterweisung zu geben."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Nur für einen Tag möchte ich noch Urlaub erbitten, mich nach meinem Vater umzusehen und noch einen andern Besuch zu machen, der mir wichtig ist."

„Ich habe es mir gedacht, und es wird Ihnen wohl recht sein, wenn ich Ihnen einen kleinen Vorschuß, den Sie für Ihre Reise brauchen werden, überreiche."

Er legte eine Briefhülle auf den Tisch und empfahl sich, einen Termin wahrzunehmen, der bereits auf ihn wartete.

Kurts Herz aber war voll großer Freude. Denn nun hatte er beides: die endlich wiedergewonnene Freiheit und Geld, das in solcher Fülle besessen zu haben, er sich nicht mehr erinnern konnte.

Nachdem die Bauten unter Dach und Fach gebracht und auch die Inneneinrichtung allen modernen und hygienischen Erfordernissen entsprechend fertiggestellt war, nachdem zugleich zwei Assistenzärzte, ein zuverlässiges Pflegepersonal, bestehend aus einer Anzahl erprobter Schwestern des Diakonievereins und einigen männlichen Kräften, verpflichtet waren, hatte Manfred

Kosack sein Waldsanatorium in seinem ganzen Umfang eröffnet. Und schon waren die Anmeldungen so zahlreich eingegangen, daß in dem großen Hauptgebäude wie in den vier kleineren, neuaufgeführten Häusern kein Zimmer mehr frei war und die jetzt noch Hinzukommenden auf eine spätere Zeit, vielleicht nach Schluß der Ferien, vertröstet werden mußten.

Worin die Anziehungskraft begründet war, die einen bisher kaum gekannten Arzt mit schnellen Händen plötzlich auf die Höhe eines beispiellosen Erfolges hob, das war schwer zu sagen. War sie ein blindes Spiel des Zufalls, der sich mit nichts so gern verbindet wie mit dem Erfolg? War sie aus dem Sensationsbedürfnis einer Zeit zu verstehen, die, des Althergebrachten satt, nach neuen Heilverfahren und verblüffenden Wunderkuren verlangte?

Das seltsame war nur, daß der Leiter von Fichtenhöhe nicht das geringste tat, diesem Sensationsbedürfnis entgegenzukommen oder es gar für seine Anstalt fruchtbar zu machen. Er lehnte jede Art von Wunderkuren ab, wollte nichts sein als ein gewissenhaft praktizierender Arzt.

Und doch unterschied sich seine Behandlungsweise in zwei wesentlichen Punkten von der seiner Kollegen, die ihm deshalb auch Wissenschaft und medizinisches Können auf das entschiedenste absprachen. Diese beiden ausschlaggebenden Faktoren seines ärztlichen Verfahrens hießen: Seele und Sonne.

Von der Erkenntnis ausgehend, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut, suchte er zuerst die Seele seiner Patienten und begann seine medizinische Behandlung, wenn er sie gefunden zu haben glaubte. Im Bannkreis einer Sekte aufgewachsen, neigte er zu einer mystischen

Frömmigkeit, die er aber streng in sich verschloß und niemals nach außen in die Erscheinung treten ließ.

Der zweite Faktor seiner ärztlichen Kunst aber hieß die Natur. Denn er beharrte auf der Ansicht, daß diese in der Luft, im Wasser, vor allem aber in der Sonne derartige Heilkräfte besäße, daß alle von Menschen ersonnenen und hergestellten Arzneien dagegen ohnmächtig waren.

Für seine Person war er ein stillversonnener, von immer neuen Gedanken und Problemen erfüllter Mensch, der dazu von erstaunlich schöpferischer Gestaltungskraft war, die er in dem Ausbau einer auf altem Grunde völlig neuerblühten Heilanstalt hinreichend bewiesen hatte. Wie er die Mittel dazu aufgebracht hatte, war ein Rätsel. Aber das Vertrauen zu ihm und seinem Unternehmen war so groß, daß man ihm von allen Seiten das Nötige lieh, ja zum Teil zinsfrei hergab.

Dennoch würde ein anderer jetzt seine schweren Sorgen gehabt haben. Denn die großzügig erbaute Anstalt trug eine Schuldenlast, deren Tilgung selbst bei dem größten Zuspruch ein Ding der Unmöglichkeit erschien. Er aber machte sich nicht einmal Gedanken darüber. Sein helläugiger Optimismus und seine kindliche Vertrauensseligkeit ließen sie nicht aufkommen. Das waren irdische Angelegenheiten, die ihn nichts angingen. Er war als Helfer gesandt für die Leidenden, hatte ihre Not zu lindern. Und nichts auf der Welt durfte ihn von seiner Sendung abziehen.

Manfred Kosack saß in seinem Sprechzimmer.

Er hatte mit seinen beiden Assistenten, Doktor Mack und Ziegenbein, eine Anzahl von Patienten untersucht, die heute ihren Einzug in Fichtenhöhe gehalten hatten,

und Verordnungen erlassen, die er jetzt mit den beiden Ärzten noch einmal eingehend besprach.

Nun galt es noch einen Fall zu erledigen, der ihm Bedenken bereitete: Herr Desiderius Hallmann, ein bekannter Schiffsreeder, hatte ihm seine Gattin zugeführt, die bereits von mehreren Ärzten erfolglos behandelt war. Er ließ sie in sein Ordinationszimmer eintreten, untersuchte sie im Beisein der beiden Assistenten auf das sorgsamste. Aber seltsam, im Gegensatz zu seiner sonst bewährten Ruhe, zeigte er diesmal eine Unsicherheit, die ihn veranlaßte, sich des öftern mit eingestreuten Bemerkungen, die er stets in lateinischer Sprache machte, dann und wann auch mit einer schnell hingeworfenen, wiederum lateinisch gefaßten Frage an Doktor Mack, seinen Ersten Assistenten, zu wenden. Dann entließ er die Patientin, bat sie, in seinem Empfangszimmer Platz zu nehmen, da er sich seine Entscheidung vorbehalten müsse, schickte auch den Zweiten Assistenten unter einem Vorwand hinaus und blieb mit Doktor Mack allein. Auf diesen hielt er große Stücke, ja, er war ihm unentbehrlich, da er Chirurg und als solcher für einschlägige Fälle von ihm berufen war.

Und nun erfuhr Doktor Mack auch den Grund für die Unsicherheit seines Chefs, die ihm während der ganzen Untersuchung aufgefallen war. Denn er überreichte ihm einen Brief des leitenden Chirurgen am Städtischen Krankenhaus, Professor Kruse, der in klaren, knappen Worten mitteilte, daß die Patientin an einer von ihm mit ziemlicher Gewißheit festgestellten Krankheit leide, von der sie nur eine möglichst bald vorzunehmende Operation befreien könnte. Das habe er ihrem Gatten gesagt. Der jedoch hätte sich vorbehalten, bevor er sich zu einem so schweren Eingriff entschlösse,

dessen Ausgang nicht gewährleistet werden könne, noch einmal sein Heil bei dem Leiter des berühmten Waldsanatoriums Fichtenhöhe zu versuchen. Er, der Professor, habe es deshalb für seine ärztliche Pflicht gehalten, den Kollegen über den Fall aufzuklären und ihm anheimzustellen, wie er sich zu ihm zu verhalten gedächte.

„Deshalb also kam man zu Ihnen", rief Doktor Mack aus, nachdem er den Brief mit Aufmerksamkeit gelesen hatte. „Alles, was der Professor schreibt, erscheint mir klar und einleuchtend."

„Und was würden Sie tun?"

„Die Patientin unverzüglich zum Professor zurückschicken."

„Sie ist mit dem größten Vertrauen zu mir gekommen."

„Nur eine Operation kann sie retten."

„Ich fühle mich für sie verantwortlich. Und da sie an mich und meine Kraft glaubt, habe ich die feste Zuversicht, sie heilen zu können. Ja, eine innere Stimme sagt mir, daß es mir gelingen wird."

„Ich würde dieser Stimme nicht folgen. Es handelt sich nicht nur um Wohl und Wehe der Kranken, sondern um Ihr eigenes und um das Ihres erst vor einigen Wochen eröffneten Sanatoriums. Mißlingt Ihre Behandlung —"

„Aber wenn sie gelingt? Und ich fühle, daß sie gelingen wird!"

Ein stiller Glanz lag auf seiner weißen, leicht gefurchten Stirn, und seine Augen verloren sich über Raum und Enge fort in unbegrenzte Weiten.

„Ich habe das Meine getan", sagte Doktor Mack. „Ich habe Sie gewarnt."

Da war es, als zauderte Manfred Kosack.

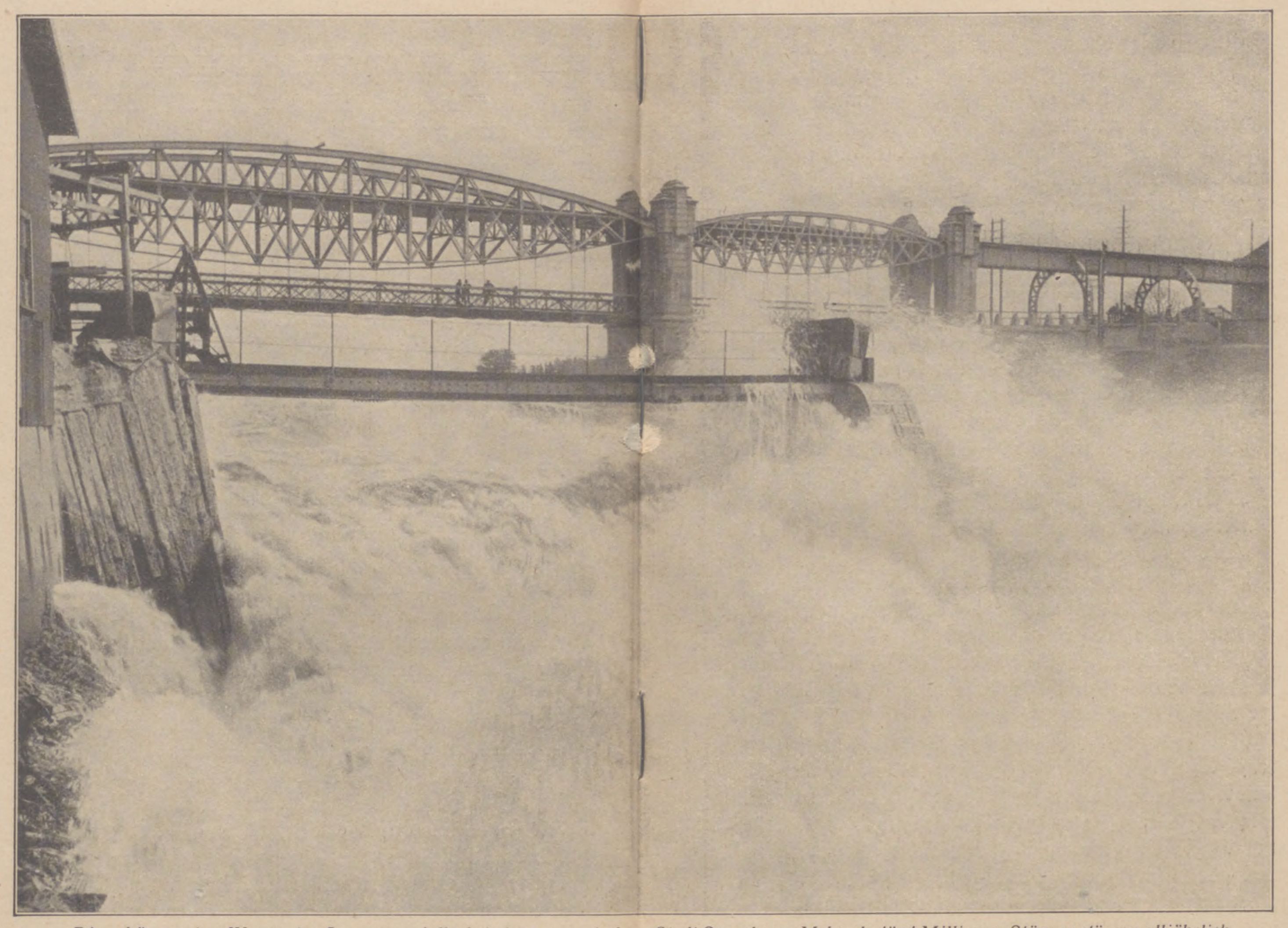
„Ich werde mit der Patientin sprechen, werde ihr nichts verschweigen, was Professor Kruse mir geschrieben, und ihr eine Rückkehr zu ihm anheimstellen. Lassen Sie mich, bitte, mit ihr allein."

Fast eine Stunde währte die Unterredung, zu der auch Herr Hallmann zugezogen wurde. Dann geleitete dieser seine Frau mit der Schwester hinaus, kehrte aber bald in das Sprechzimmer zurück: „Meine Frau hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß sie trotz Ihrer Bedenken den unerschütterlichen Glauben hat, daß nur Sie ihr helfen können und daß sie von keinem andern Arzt behandelt sein möchte." Und Frau Hallmann blieb.

Patienten kamen und gingen. Eine Untersuchung löste die andere ab. Die beiden Assistenten waren wieder zugegen: der kleine Ziegenbein, behend, dienstbeflissen, nur darauf bedacht, recht viel zu lernen und sich anzueignen, während Doktor Mack, der bei weitem ältere und erfahrenere von beiden, ernst und stumm seine Obliegenheiten erfüllte, darüber hinaus aber völlig unzugänglich war.

Wie war es möglich, so zu handeln? fragte er sich immer wieder. Eine Patientin, der der Tod bereits seinen Stempel auf die Stirn gedrückt hatte, zu behalten, wo ein anerkannter Chirurg die Möglichkeit ihrer Rettung durch eine Operation in Aussicht gestellt hatte? Nur weil man den mystischen Glauben an ihre Heilung hatte! Und weil sie einem mit der hysterischen Inbrunst eines solchen Glaubens begegnete!

War das ein Arzt, der so handeln konnte? Ein seltsamer Zweifel stieg in ihm auf. Mit der kühlen Nüchternheit seines nur auf das Verstandesmäßige eingestellten Denkens lächelte er ihn hinweg. Dann kam er wieder, nistete sich mit zäher Beharrlichkeit fest. Jetzt lächelte er nicht mehr.



Die schäumenden Wogen des Sarpwasserfalls bei der norwegischen Stadt Sarpsborg. Mehr als fünf Millionen Stämme stürzen alljährlich über diesen gewaltigen Wasserfall und werden dann seewärts geflößt. Die Sarpfälle kommen an Wassermenge dem Trollhättafall gleich.

Die Reihe der Konsultationen war beendet. Die beiden Assistenten begaben sich auf ihren Besuchsgang. Nur Manfred Kosack blieb auf seinem Sprechzimmer, einige Patienten zu erwarten, die er allein zu behandeln pflegte. Als letzte erschien Lore Meerwald, und nach all dem Schweren, das ihm dieser Vormittag gebracht, hatte er jetzt die Freude, eine wesentliche Besserung bei ihr festzustellen. Zwar zog sie den linken Fuß noch nach, aber so wenig, daß es sie in ihrem Gang, der wieder frei und elastisch war, kaum hinderte und nicht Eingeweihte den körperlichen Fehler gar nicht merken konnten.

Er löste den letzten Heftpflasterverband. „Meine Behandlung ist abgeschlossen", sagte er dann. „In wenigen Wochen werden Sie wieder tanzen können. Und etwas Angenehmeres kann ich Ihnen wohl nicht sagen."

„Ich danke Ihnen für alle Güte und Aufopferung, die Sie mir die ganze Zeit hindurch bezeigt haben."

„Das klingt ja ganz feierlich", gab er, immer noch in dem scherzenden Ton, zurück. „Wie ein Abschied klingt es."

„Das ist es auch."

„Ist es auch? Was reden Sie da? Haben Sie sich über irgend etwas zu beschweren? Ist es Ihnen in meinem Sanatorium nicht gut gegangen?"

„Gewiß. Daran liegt es nicht. Aber Ihre Häuser und Zimmer sind besetzt. Ich möchte denen Platz machen, die Ihre Hilfe nötiger haben."

„Und wenn ich Ihre Hilfe jetzt brauchte? Lange schon trage ich mich mit dem Gedanken, wollte ihm aber erst Ausdruck geben, wenn ich Sie vollständig hergestellt wußte. Für die überhandnehmende Verwaltungsarbeit, vor allem zur Führung meiner Bücher, die mir ganz und gar nicht liegt, aber doch notwendig ist, bedarf ich einer helfenden Kraft, der ich unbedingt vertrauen kann

und die sich ihrer Verantwortung bewußt ist. Da führte das Schicksal Sie mir zu, und Sie sehen, daß alles, was ich an Ihnen getan, im letzten Grunde selbstsüchtigen Absichten entsprang. Denn Sie sind der Mensch, den ich mehr oder minder bewußt gesucht habe. Aber so sprechen Sie doch!"

„Was soll ich Ihnen antworten? Daß, was Sie mir so gütig in Aussicht stellen, für mich verlockend wäre, daß ich mir gerade eine solche Stellung lange gewünscht habe? Und daß es doch nicht geht?"

„Weshalb nicht?"

„Weil ich in der Stadt eine Mutter wohnen habe, deren Kräfte abwärts gehen und die meiner bedarf."

„Auch dafür würde sich Rat finden. Ihre Mutter könnte hierher übersiedeln. Eine bescheidene Wohnung, die für Sie beide reicht, würde ich Ihnen frei machen."

Ein stilles Leuchten ging durch ihr Auge: „Wenn Sie das könnten —"

Eine Schwester erschien. Ein Herr ist draußen, der Fräulein Meerwald zu sprechen wünscht. Er heißt Bernhardi. Sie ging.

Das also war es! Er steht zwischen ihr und mir!

Als Lore in das den Besuchern vorbehaltene Empfangszimmer trat, konnte Kurt sein Erstaunen kaum verbergen. So frisch und hübsch hatte er sie lange nicht gesehen. Nicht nur ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt erschien ihm wie neu erblüht.

Und doch war es zwischen ihnen nicht wie sonst.

Wenn sie früher zusammen waren, sprachen sie nie über etwas anderes als über sich selbst. Heute erzählte er von seinem Vater, von dem er kam, und ihre Gedanken waren noch bei dem Gespräch, das sie eben mit Doktor Kosack gehabt, und dem Anerbieten, das er ihr gemacht hatte.

In nie rastender Tätigkeit ging das Leben in Fichtenhöhe durch Tage und Wochen. Der Hochbetrieb war eingetreten, und die angemeldeten Gäste hatten sich ohne Ausnahme eingefunden, Justizrat Hermenau hatte sein schönes sonniges Zimmer am Waldesrand bezogen. Manfred Kosack sah sich aus der Stellung eines Helfers der Menschen, ohne daß er es recht gewollt hatte, herausgedrängt und zum Leiter eines umfangreichen und vielverzweigten Unternehmens berufen. Unter keinen Umständen aber durfte es ihn dem untreu machen, was er als die Triebkraft seiner ärztlichen Sendung betrachtet und unentwegt befolgt hatte: der innerlichen Einstellung auf den Kranken, der persönlichen Einwirkung auf seinen leidenden Zustand. Nachdem er Lore Meerwald zu seiner Sekretärin erwählt und diese die Stellung angenommen hatte, war er gut aufgehoben. Denn schnell hatte sie mit ihrem praktischen Sinn in alles sich eingearbeitet und war bereits in kurzer Zeit imstande, ihm die Geschäfte abzunehmen, die auf dem Gebiet der Verwaltung lagen und ihn in seiner ärztlichen Aufgabe nicht beeinträchtigen durften. So konnte er seine ungeteilte Kraft den Kranken geben, die ihm grenzenlos vertrauten. Und manche erfolgreiche Kur, die wie eine Wunderheilung anmutete, war nur dieser Wechselwirkung zwischen Arzt und Kranken zuzuschreiben.

Insbesondere Frau Hallmann, die Gattin des großen Schiffsreeders, glaubte an ihn und an die Kraft seiner Heilung mit der ganzen Inbrunst ihrer Seele. Und dieser Glaube fand eine magische Bestätigung in dem Umstand, dem auch er bei seinen Behandlungen einen Einfluß zuschrieb: daß sie unter demselben Sternbild geboren war wie er.

So erlebte er die große Freude, daß sich unter

seiner sorgsamen Behandlung und unter der geheimnisvollen Einwirkung seiner Gebete, die er niemals mit seinem Patienten oder in deren Beisein, sondern in abgeschlossener Stille ganz für sich allein verrichtete, ihre Krankheit auffallend besserte.

Aber auch manches Schwere und ihn Hemmende hatte er zu überwinden. Doktor Mack, auf den er so große Hoffnungen gesetzt, zeigte seit dem Vorfall mit dieser Kranken ein völlig verändertes Verhalten. Wohl erfüllte er seine Obliegenheiten nach wie vor in unermüdlicher Gewissenhaftigkeit, fügte sich auch ohne jede Gegenrede den Wünschen und Anordnungen seines Chefs. Aber er tat das alles ohne die frühere Anteilnahme, mit einem gewissen Mechanismus der Pflicht, sprach nie ein Wort, das nicht unbedingt notwendig war, und errichtete eine Mauer um sich, die undurchdringlich erschien.

Gerade dieser passive Widerstand aber war es, dem Manfred Kosack nicht gewachsen war. Er nahm ihm die Freude an der gemeinsamen Arbeit, beraubte ihn der Sicherheit in der Abgabe seines Urteils, lähmte und hemmte seine empfindsame Natur bei jedem Gedanken, jeder Unternehmung.

Und nun machte er die Beobachtung, daß sich die kleingläubige und ablehnende Art seines Ersten Assistenten auch auf seinen Zweiten überpflanzte.

Doktor Ralph Ziegenbein, der zu ihm mit dem ganzen Eifer des blutjungen Mediziners gekommen war, der sich die ersten Sporen verdienen und in der Schule eines bewunderten Meisters die vorbildliche Führung für sein einstiges Wirken finden wollte, begann ebenfalls in seinem frohen Eifer zu erlahmen. Es war nicht schwer zu erkennen, daß der einmal bedingungslose Einfluß seines

Chefs bei ihm zu versagen, seine schrankenlose Zuneigung sich von ihm fortzuwenden begann. Auch das war für die zartfühlende und leichtverletzliche Art Manfred Kosacks unerträglich.

Eben hatte er den letzten Patienten abgefertigt. Nun waren noch einige Kranke zu besuchen, die an ihr Bett gefesselt waren. Da trat Doktor Mack bei ihm ein.

„Ich bin gekommen, Sie um meine Entlassung zu bitten", sagte er kurz.

„Ich war darauf vorbereitet. Aber darf ich den Grund erfahren?"

„Er liegt in dem Auseinandergehen unserer ärztlichen Anschauungen, wie es der Fall der Frau Hallmann kürzlich erst erwies."

„Das sagen Sie gerade jetzt, wo ich mit der meinigen recht behalten?"

„Ich glaube nicht an diese Besserung."

„Und weshalb nicht?"

„Weil sie nach meiner Meinung eine scheinbare ist, ein Anzeichen nur der hochgradigen Hysterie, der die Patientin durch Ihre Behandlung verfallen ist."

Ganz ruhig blieb Manfred Kosack.

„So kann nur jemand urteilen, der auf die chirurgische Kunst eingeschworen ist."

„Ich bin nicht gekommen, mit Ihnen über medizinische Fragen zu streiten, über die wir beide uns wohl nie verständigen werden, sondern um Ihnen mitzuteilen, daß ich eben eine Berufung an das Städtische Krankenhaus als chirurgischer Assistent von Professor Kruse erhalten habe."

Also zu Professor Kruse! ging es wie ein Stich durch Manfred Kosacks Herz.

„Sie werden es unter diesen Umständen begreiflich

finden, wenn ich gehe, sobald Sie einen geeigneten Ersatz gefunden haben."

„Darauf brauchen Sie nicht zu warten. Ich stelle es Ihnen frei, zu gehen, wann es Ihnen beliebt."

Noch an demselben Nachmittag verließ Doktor Mack Fichtenhöhe.

Manfred Kosack aber bat seinen Zweiten Assistenten zu sich.

„Herr Doktor Mack hat mir seine Stellung gekündigt. Sie haben mit ihm zusammengearbeitet, und ich habe das Gefühl, daß Sie nicht gern ohne ihn bleiben werden. Da ich mich zudem nicht zu irren meine, wenn ich in der letzten Zeit eine gewisse Abwendung von mir und meinem Tun bei Ihnen zu beobachten wähnte —"

Der junge Arzt war betroffen. Das hätte er nicht gedacht. Eben noch hatte er Doktor Mack gegenüber geäußert, daß er sich jetzt auch nach einer andern Stellung umsehen würde. Und nun kam ihm der da zuvor und sagte ihm, was er zwar in seinem Innern empfunden, aber niemals mit einer Miene, geschweige denn mit einem Wort kundgegeben hatte.

„Ich verdenke es Ihnen keinen Augenblick. Es kann jeder nur nach seiner Art leben und wirken. Ich aber" — und sein Blick wandte sich von dem andern fort — „ich kann nur wirken, wo man an mich glaubt, kann nur mit dem zusammenarbeiten, der mir im Glauben begegnet. Es ist keine Überhebung, sondern gebietende Notwendigkeit, wenn ich das Wort für mich beanspruche: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich."

„Ich bin für Sie, Herr Doktor Kosack, bin nur für Sie!"

Es war eine aus der Tiefe des Herzens kommende Überzeugung, der der junge Arzt überströmenden Aus-

druck gab. So sehr stand er unter dem Banne des seltenen Mannes, daß alle Zweifel und Bedenken, die er je gehegt, unter der Macht seiner Persönlichkeit wie ein Nichts versanken.

„Ich bitte Sie, schicken Sie mich nicht fort! Lassen Sie mich weiter unter Ihrer Leitung arbeiten, und Sie werden sich niemals mehr über mich zu beklagen haben."

Manfred Kosack sah das Aufleuchten in den noch frischen Zügen und reichte ihm die Hand.

„So werden wir beide von heute ab allein in Fichtenhöhe praktizieren. Und jetzt begleiten Sie mich wohl auf meinen Besuchen."

Aber dazu sollte es nicht kommen. Der Fernsprecher läutete: Handelskammerpräsident Ravenhorst fragte an, wann er Doktor Kosack persönlich aufsuchen könnte. Es handelte sich um seine Tochter, die er zu einer Kur in Fichtenhöhe anmelden wollte.

Manfred Kosack bat seinen Assistenten, die Besuche ohne ihn zu machen. Den Kopf schwer in die Hände gestützt, blieb er an seinem Schreibtisch: „Sie kommen alle zu mir. Jetzt auch dieser angesehene Mann. Sie glauben an mich. Wie lange noch?"

Wenn sie ihm nur einige kurze Jahre noch ließen, dann hätte er seine Sendung erfüllt. Dann mochten sie ihn verleugnen.

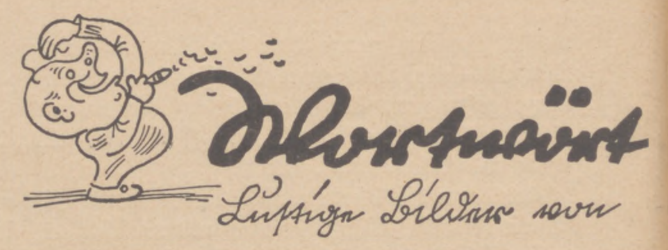
Justizrat Hermenau hatte sein Sonnenzimmer mit der luftigen, in den Wald blickenden Veranda bezogen und Kurt Bernhardi seine Tätigkeit in der Stadt begonnen. Sie war nicht leicht. Eine ganze Reihe von Fällen war ihm hinterblieben, in die er sich unter den Augen des Justizrats notdürftig eingearbeitet und die er jetzt selbständig abzuwickeln hatte. Ihm war diese

vielseitige, seine ganze Kraft in Anspruch nehmende Tätigkeit hohe, unaussprechliche Freude. Wie einer, der lange gehungert, stürzte er sich auf die langentbehrte Arbeit, spürte, wie seine Brust sich weitete, sein Kopf frisch und freier wurde. Arbeit!

Und dann die Muße nach getanem Werk! Jetzt war sie wie köstlicher Wein, den man mit bedächtigen Zügen tief in sich hineinschlürft, jeden Tropfen aufs neue auskostend. Je knapper sie ihm bemessen war, umso schöner dünkte sie ihm.

War ihm ein freier Abend, so verbrachte er ihn auf Siedenbiedels Einladung mit ihm und Frau Lisa, verplauderte manche unbekümmerte Stunde mit ihnen und fühlte sich durch den sorglosen Frohsinn der beiden mit jedem Male mehr angezogen. Des Sonnabendnachmittags aber begab er sich nach Fichtenhöhe, um sich dort mit dem Justizrat über abgewickelte und neu eingelaufene Angelegenheiten zu besprechen. Waren sie erledigt, so besuchte er Lore in ihrer Zweizimmerwohnung, die Doktor Kosack für sie und ihre Mutter bereitgestellt hatte, und beobachtete dasselbe an ihr, was ihn in so kurzer Zeit völlig umgewandelt hatte: das sichtbare Aufblühen von Körper und Seele durch die Zauberkraft geregelter Arbeit.

Manchmal gesellte sich Manfred Kosack zu ihnen, für den die Sonnabendabende die einzige Zeit waren, wo er einmal ausruhte. Zwischen ihm und Kurt hatte sich trotz der ausgesprochenen Gegensätzlichkeit ihrer Natur ein näheres Verhältnis hergestellt, und mit manchem Anliegen, mancher rechtlichen Frage, die sich aus dem weitverzweigten Betrieb seines Unternehmens ergab, kam der in praktischen Dingen wenig beschlagene Arzt zu dem erfahrenen Juristen. (Fortsetzung folgt.)





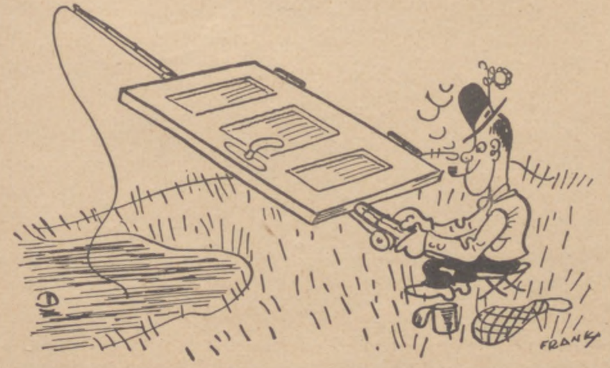
Der Wellenbrecher.

lich genommen

Hugo Frank



Der Herrenreiter.



Die Türangel.



Wortwörtlich genommen

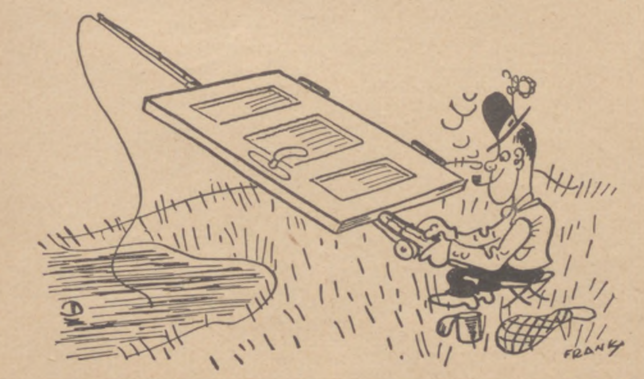
Lustige Bilder von Hugo Frank



Der Wellenbrecher.



Der Herrenreiter.



Die Türangel.



Eine Marktanalise.



Der möblierte Herr.

Einer von Dreien

Erzählung von Hans Schoenfeld

Unmittelbare Nachkommen der edeln Sankt-Bernhards-Hunde gibt es kaum noch. Aber es sind Stämme vorhanden, die das kostbare Rasseblut dieser herrlichen Hunde zu solchen Teilen in sich tragen, daß sie ihrer Gestalt und vor allem ihrem Wesen nach als Bernhardiner gelten können. In Tirol kennt man drei solcher Bernhardiner, die auch äußerlich sich von den dort üblichen Leonbergern der großen Fremdengasthöfe durch größere Geschmeidigkeit, Eleganz und Verläßlichkeit abheben. Einer lebt in Zams bei Landeck, der zweite in Zürs ob Sankt Anton, viel reichsdeutschen Sportsleuten wohlbekannt als Berg- und Suchhund aus Wetternot. Vom dritten will ich hier berichten.

Als Jährling kam er zum Pfarrer eines Hochgebirgsweilers, wohl des höchstgelegenen im gesamten Österreich. Dieser Priester war vormals Offizier bei den Kaiserschützen, schwer verwundet, und hatte sich Gott angelobt, wenn er ihn am Leben erhalte. Er kam davon, blieb aber von zarter Gesundheit. Der Aufenthalt in Höhenluft und Einsamkeit ward ihm von den Ärzten zur Bedingung gemacht. Der jugendliche Pfarrer der durch Fremdenverkehr zu Wohlstand gelangten Gemeinde war aber trotz des geistlichen Gewands äußerlich Offizier geblieben. Er war Sportsmann, Jäger, unermüdlicher Tarockspieler, ganz Herrenmensch und Kavalier; der geborene Hundehalter von Art großer Herren, die ihrem Leibhund nicht zuviel Liebe und nicht zuviel Hiebe geben, ihn scharf in Arbeit und Disziplin halten, so daß der Hund genau weiß, wie er dran ist, und seinen Charakter entfalten kann.

Dies war die für Barry notwendige Lebenssphäre, in der er

zum herrlichen Rüden gedieh. Seinem Herrn hing er mit größter Liebe an. Sein Diensteifer war grenzenlos, bei der erstaunlichen Gelehrsamkeit und dem Ehrgeiz der Bernhardshunde lernte Barry rasch, was sein Herr wünschte. Neben dem Schutz- und Retterdienst des geborenen Spürhunds ward er unterwiesen im Schlittenzug. Er bekam einen schnellen, festen, tiefbauchigen Schlitten, in dem sein Herr geborgen ruhte und die Leine nur eben zu halten brauchte. Das andere besorgte Barry allein mit Liebe, Sorgfalt und der untrüglichen Kenntnis von Weg und Wetter, die aus der langen Reihe erfahrener, mit den Launen und Gesetzen des Hochgebirgs feinvertrauter Ahnen stammte. Dieser Hundeschlitten trat nur im Bergwinter in Dienst; er war eine im ganzen Tale gekannte und beschmunzelte Kuriosität — zugleich aber das einzige Verkehrsmittel, das, vom Skilauf abgesehen, den Bann der von der Außenwelt durch Schnee- und Eiswälle abgeschlossenen Menschengemeinschaft brach. Vielleicht bereitete dies dem Pfarrer zu Anfang so etwas wie alte Offiziersluft am Reiten und Karriolen — aber das schwand vor der wachsenden Zuneigung zu dem wundervollen Hund mit seiner Unverdrossenheit und erstaunlichen Leistungsfähigkeit. Denn mit dem Schlitten in gutem Tempo über die schmalen, vereisten, lawinenverwehten Saumpfade hoch über der öden Schlucht mit dem brausenden Gletscherfluß tief im Grunde bei bösem Wetter und Wind wie spielend dahinzuflitzen und völlig frisch, mit frohem Gebell am Bestimmungsort aus den Gurten zu schlüpfen, das machte im ganzen Tal kein Rassehund dem Bernhardiner nach. Nur der Pfarrer kannte die Verbundenheit von Mensch und Tier, wenn er mit seinem Hund in früher Dämmerung oder bei sternenklarer Frostnacht im Schlitten nach dem weltfernen Hochgebirgsweiler zurückglitt.

So wäre diese schöne Lebensgemeinschaft ruhig und erfreulich weitergegangen, hätte Barry nicht in der einen Beziehung versagt: er konnte Geißen nicht ausstehen. Seinem geraden und gediegenen Wesen war die freche, launische und genäschige Art der verwöhnten, überall freischweifenden Bergziegen zuwider, und ihre Taktik, den verachteten Hund zu reizen und zu narren,

nahm ihm die Überlegenheit, die seine Klugheit und Würde ihm verlieh. Er ließ sich hinreißen, den Bösewichtern heimzuzahlen, wenn er sie erwischte. Aber das nahmen nun die Bauern wieder krumm, denn mit dem Nutzvieh — und das sind dort oben die Geißen fast mehr als die Kühe — sind sie empfindlich. Ihnen war dieser Edelhund eben doch nur ein Hund, also ein überflüssiger Fresser. Und so ergeben der Tiroler Bauer seinem Priester ist, in landwirtschaftlichen Dingen (dazu rechneten sie hier den Ärger um die Geißen) kann er sehr falsch werden, wenn der Priester dazwischengerät. Somit ließ man dem Pfarrer keinen Zweifel, daß der Hund das Geißenspiel nicht oft wiederholen dürfe; sonst müsse er weg.

Der Pfarrer nahm die Botschaft genau, wie sie lautete. Er war sehr bekümmert über diese menschliche Unzulänglichkeit, die dem guten Tiere nicht nachsah, was sie sich selbst unausgesetzt zubilligte. Aber da er auf die Beihilfe und den guten Willen seiner Bauern bei dem elenden Gehalt als Bergkaplan angewiesen war, so gebot er seinem Gefühl Schweigen, gab seinen



Preisgekrönter Bernhardiner.

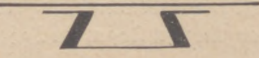
Unmut Gott anheim und begann sich auf die Trennung von seinem Hund einzustellen, der ihm, als ahne er das kommende Auseinandergehen, immer mehr Liebes und Eifriges erwies. Sechs Wochen betrieb der Pfarrer die Suche nach einer ordentlichen Unterkunft für Barry, fuhr im Schlitten mit ihm zur Stadt, fuhr bedrückt zurück und schloß sich in seinem Kummer so völlig von den Bauern ab, daß es ihnen auch nicht recht war, weil der Hund dem Pfarrer mehr zu gelten schien als sie, die beseelten Geschöpfe. Zuletzt ward die Übereinkunft mit einem großen Handelshause der Landeshauptstadt getroffen, dessen Inhaber Sinn und Liebe für edle Hunde und die Nöte des geistlichen Herrn bezeigte und das Beste für den Bernhardiner, von dreien den einen zu tun versprach, um ihn über die Zeit der Trauer und Trennung vom Herrn hinwegzubringen und ihn heimisch zu machen. Fortan ging der Pfarrer seinen Weg allein.

Barry sah sich in das ihm ungemäße Lebensgebiet eines großen Geschäftshauses mit stetem Gehen und Kommen von Menschen und Dingen versetzt, das ihm zuwider war und ihn verkümmern ließ. Um den an harten, regelmäßigen Dienst gewöhnten Hund etwas zu beschäftigen, gesellte man ihn dem Wächter bei, der sich redlich um seine Liebe bemühte. Aber es lag im Wesen des großen, edeln Hundes beschlossen, daß er nur einmal und ganz sich zu geben vermochte. Seine Sehnsucht, seine Liebe gehörten dem fernen, einsamen Herrn und der gewaltigen Einsamkeit des Hochgebirges, in dem seine Ahnen königlich walteten und vergingen. Er gehorchte dem neuen Gebieter, verrichtete seinen Wachtdienst, aber das geschah traurig, lustlos, daß es dem großen Kaufherrn ins Herz schnitt und er nach einem Briefwechsel mit Barrys Herrn kurzerhand den Bernhardiner zur Fabrik versetzte, die ihm die schönen Tuche aus Tiroler Schafwolle herstellte und hoch im Gebirge am jungen Inn lag. Dort in vertrauter Landschaft hofften Priester und Handelsherr auf die Besserung des ihnen werten Hundes. Äußerlich lebte Barry hier allmählich auf, aber den Schlitten zog er nicht mehr. Er sah den „Chef" mit den großen, treuen Hundeaugen so vorwurfsvoll an, daß der reiche Mann sich im Grunde schämte.

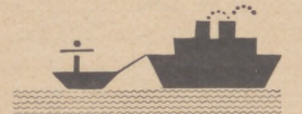
Eines Nachts empfand Barry einen Ruf. Er folgte ihm unbedenklich. Am Morgen suchte man ihn vergeblich in der Fabrik und weit umher. Inzwischen trabte der große Hund längst in dem Seitental des Inns, das seine wahre Heimat war. Man sah ihn im Morgenzwielicht wie einen Schatten durch die Taldörfer huschen und kannte ihn noch: das ist doch Kaplans Bernhardiner, hieß es. Barry gönnte sich nicht Ruh noch Rast. Die großen Pfoten, die nicht mehr an so langen Lauf gewohnt waren, wurden heiß und geschwollen. Der Bernhardiner trabte mit hängender Zunge bergauf, bis er mit den ersten Abendschatten die neunzig Kilometer des Wegs vom obersten Inntal zu seinem Hochweiler zurückgelegt hatte und klagend an der Pfarrhaustür Einlaß begehrte.

Dort lag der Pfarrer auf den Tod, er war schon nicht mehr ganz bei sich. Der Kriegstod holte ihn dennoch. Als der Hund, die Augen unaussprechlich auf den todblassen Herrn gerichtet, sich demütig zur Seite der Bettstatt legte, ging es wie ein Leuchten und Lächeln über des Verlöschenden schon todstrenges Antlitz, und seine Hand bewegte sich matt nach dem inbrünstig sie leckenden Hund hin.

Der edle Hund heulte nicht, begehrte nicht dem auf ewig Entschwindenden nach, der im schmalen Sarg der Gruft entgegengetragen ward. Er lag reglos und tonlos auf dem Schaffell vor dem leeren Bett des Toten zwei Tage lang wie ein aus Erz gefügter Totenwächter. Dann kam von der Fabrik der Meister, dem Barry noch am ehesten zugetan gewesen. Ohne Widerstand folgte der Hund, die mächtige, buschige Rute tief gesenkt. Zu suchen hatte er an diesem Ort nichts mehr. Das Leben, das nun vor ihm lag, würde verrinnen ohne Lust und Liebe, getragen nur durch Gehorsam und Leistung. So wollte es das edle Blut der Ahnen, die nichts Schöneres kannten, als ihren Herren, auf Tod und Leben verbunden, zu dienen, und allen Gewalten außer dem Tod trotzend zu dienen und zu vergehen.



Wollen Sie Seelotse werden?



Von Hans Riebau
Mit Zeichnungen von
Manfred Schmidt

Wollen Sie Seelotse werden? Nichts einfacher als das. Sie müssen drei Jahre Seefahrtszeit nachweisen, und dann brauchen Sie nur zwölf bis fünfzehn Jahre Dienst als Matrose auf einem Lotsenschoner zu tun, im Sommer und im Winter, bei strahlendem Sonnenschein und bei Windstärke 11 mit Schneesturm. Und dann haben Sie, eben diese zwölf bis fünfzehn Jahre lang, die Lotsen — draußen bei Feuerschiff Weser, zwischen Rotesandleuchtturm und hinter der Insel Wangeroog — vom Schoner hinüberzurudern zu dem großen Dampfer, in einem sechs Meter langen Ruderboot übrigens, das im Winter mit einer zentimeterdicken Eisschicht überkrustet ist und in dem die Rettungsringe für Ruderer und Lotsen nicht zum Spaß griffbereit liegen, sondern zum — sozusagen — täglichen Gebrauch. Und schließlich müssen Sie noch das Kapitänsexamen bestehen, und Englisch und Französisch sprechen müssen Sie natürlich auch.

Es ist also, wie man sieht, nicht leicht, Seelotse zu sein und zu werden. Neulich allerdings, als wir auf Einladung des Lotsenkommandanten des Weserbezirks auf dem Motor- und Segelschoner „Prinz Adalbert" mitfuhren, um den draußen diensttuenden Dampfer abzulösen, schien alles sehr einfach, sehr leicht, und das Leben auf dem blitzsaubern und nicht ohne Behaglichkeit eingerichteten Schiff schien uns die beste Sommerfrische zu sein, die man sich nur wünschen kann.

„Sie bekommen einen vollkommen falschen Eindruck von unserer Arbeit", sagt der Kapitän des Schoners und blickt mißmutig in den strahlenden Sonnenschein. „So ein Wetter wie heute gibt es nur an vierzehn Tagen im Jahr, und nicht mehr."

„Umso besser läßt sich erzählen", meinten wir lachend. „Unsere Leser im Binnenland — können Sie sich so etwas denken? — wissen nicht mehr von der Lotserei, als was im Lexikon steht: ‚Lotse, ortskundiger Seemann, nach dessen Anweisungen Schiffe in und aus dem Hafen geführt werden'."

„Unsinn", erwidert knurrend der Kapitän, „das sind ja" — und ein Zug der Geringschätzung, so schien es uns, legte sich um seinen Mund — „das sind ja nur die Hafenlotsen. Die Seelotsen, meine Herren, haben andere Aufgaben. Wir liegen weit draußen vor den Flußmündungen in See. Es ist noch nicht lange her, da standen uns nur kleine Segelfahrzeuge zur Verfügung, und auch dieser Schoner" — der Kapitän klopft mit dem Pfeifenstiel an das Deckhaus — „hat erst seit vier Jahren einen Motor. Bei jedem Wetter sind wir da draußen, warten auf die Dampfer, die einen von uns gebrauchen, warten darauf, daß sie die Lotsenflagge — schwarzweißrot in weißem Feld — zeigen. Dann lassen wir unser kleines offenes Ruderboot zu Wasser, und zwei Mann rudern, der Seegang mag sein wie er will, den Lotsen hinüber. Der übernimmt die Führung des Dampfers und steuert ihn durch das schwierige Flußmündungsgebiet, das überall von Sand- und Schlickbänken, von Strömungen und andern Hindernissen durchsetzt ist, in den Fluß. Dort erst wird der Seelotse vom Flußlotsen oder vom Hafenlotsen abgelöst, der dann den Dampfer die Weser hinauf und in den Hafen bringt."

„Ja, aber —" werfen wir ein. „Und wie kommt der Lotse wieder auf seinen Schoner?"

„Wenn nötig, bringt ein Hilfsfahrzeug die Lotsen von Bremerhaven hinaus auf den Schoner. In der letzten Zeit" — der Kapitän seufzt — „ist es leider nicht nötig. Der Schoner



oder der Lotsendampfer bleibt vierzehn Tage bis drei Wochen draußen. Sechzehn Lotsen sind an Bord. Aber meistens sind es nicht einmal sechzehn Dampfer, die während dieser Zeit einen Lotsen anfordern."

„Also nicht jeder Dampfer braucht einen Lotsen?"

„Leider nicht. Überall auf der Welt, auch auf der Elbe, auf der Ems und so weiter besteht Lotsenzwang. Nur auf der Weser steht es den Kapitänen der Dampfer frei, einen Lotsen zu nehmen oder das Schiff selbst in den Strom zu steuern. Da die Not der Zeit die Reedereien, auch die ausländischen, zu äußerster Sparsamkeit zwingt, da außerdem das Fahrwasser der Weser — fast möchte ich sagen: leider — außerordentlich gut ist, sparen viele Dampfer das Lotsengeld, und wir" — der Kapitän zuckt die Achsel — „sind die Leidtragenden."

„Wieso die Leidtragenden? Sie sind doch Beamte und stehen in festem Gehalt?"

„Aber nein, im Gegenteil. Wir sind freie Gewerbetreibende und vom Staat lediglich konzessioniert. Die Seelotsen der Weser bilden eine Genossenschaft, die sich vollkommen selbständig verwaltet, allein für ihren Nachwuchs sorgt, die Lotsengelder festsetzt, eintreibt und auf die einzelnen Lotsen völlig gleichmäßig verteilt."

„Und wem gehören die Schoner, das Inventar, das Lotsenhaus?"

„Das alles", sagt der Kapitän nicht ohne Stolz, „gehört uns. Nur der Dampfer ist vom Reich gebaut und uns zur Verfügung gestellt. Aber den Betrieb, die Kohlen, die Besatzung, das alles bezahlen wir."

„Dann sind Ihre Unkosten also sehr hoch?"

„Allerdings. Und das Schlimmste: die Unkosten halten sich, das sind wir nicht nur uns, sondern auch der Schiffahrt und der Verkehrssicherheit schuldig, stets in der gleichen Höhe, während sich die Einnahmen seit langem in absteigender Linie bewegen."

„Aber das ist doch auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand! Wie denken Sie sich den weitern Verlauf der Dinge?"

„Im Augenblick", sagt der Kapitän — und man merkt, daß

es nicht eine Redensart sein soll — „hoffen wir noch auf eine Belebung der Schiffahrt, die automatisch auch auf uns zurückwirken würde. Wir erhoffen gerade von der Reichsregierung entsprechende Maßnahmen. Sollte aber der Erfolg sich nicht einstellen, so bliebe nur die Einführung des Lotsenzwanges auch auf der Weser übrig und schlimmstenfalls eine Einschränkung des Lotsendienstes überhaupt."

„Das würde sich aber zum Schaden der Schiffahrtsfrequenz und damit der deutschen Gesamtwirtschaft auswirken."

„Selbstverständlich", bestätigt der Kapitän nickend, „und deshalb hoffen wir, daß wir diesen letzten Ausweg nicht zu wählen brauchen."

In diesem Augenblick wird der Kapitän abgerufen. Der Lotsendampfer, den wir ablösen und für vierzehn Tage ersetzen sollen, ist gesichtet worden. Links heben sich die Umrisse des neuen Westturms von Wangeroog scharf ab. Halbrechts liegt im Dunst der schwarzweißrote Rotesandleuchtturm. Ein Matrose reicht uns ein Fernglas. „Da", sagt er und zeigt irgendwo auf den Horizont. Wir nehmen das Glas und sehen: drei Torpedoboote fahren in Kiellinie dem Jadebusen zu, und dann, in einem Abstand von ungefähr fünf Seemeilen, folgen zwei Kreuzer. „Unterwegs von Kiel nach Wilhelmshaven", sagt der Matrose.

Wir benutzen den Anknüpfungspunkt. „Wie lange sind Sie schon an Bord?"

„Drei Jahre."

„Als Matrose?"

„Als Lotsenassistent. Die Besatzung besteht mit Ausnahme des Maschinenpersonals nur aus Lotsenassistenten. Zwölf bis fünfzehn Jahre hab' ich Zeit, das Fahrwasser genau kennenzulernen."

„Eine lange Zeit. Haben Sie so viel Geduld? Und sind Sie zufrieden?"

„Es ist nicht leicht", antwortet der Matrose und zuckt die Achsel, „und im Winter ist es oft so, daß wir uns vornehmen: Schluß! An Land! Weg von hier. Aber wenn es dann Sommer wird — —" Der Matrose lächelt.

Sturm
um Helgoland.



Zeichnung von
W. Schmidthild.

„Na?"

„Dann ist alles wieder anders. Die Zeit vergeht sehr schnell bei unserm Dienst. Und schließlich sind wir ja keine Kulis, ja eigentlich nicht einmal Arbeitnehmer. Wir bilden eine Gemeinschaft, mit strenger Disziplin natürlich, aber auch mit vielen Rechten.

Und wer von uns die zwölf Jahre durchhält, der weiß so gut wie sicher: Ich w e r d e Lotse."

„Und Prüfungen brauchen Sie nicht? Auch kein Einkaufsgeld und dergleichen?"

„O doch. Wir müssen die Seefahrtsschule besuchen, die Steuer-

mannsprüfung ablegen, von jetzt an sogar das Kapitänsexamen auf große Fahrt, und dann müssen wir uns mit zehntausend Mark in die Lotsengenossenschaft einkaufen."

„Das ist viel Geld. Und wer es nicht aufbringen kann?"

„Dem wird es geliehen und in Raten wieder abgezogen. Und jeder, der dann mit sechzig oder fünfundsechzig Jahren als Lotse ausscheidet, bekommt die zehntausend Mark zurück."

Wir gucken den Matrosen an. Er sagt das alles so leicht hin, als ob es gar nichts wäre: fünfzehn Jahre Wartezeit, fünfzehn Jahre Dienst, wie es so schwer, so gefährlich kaum einen sonst in der Welt gibt. Zwei schwierige Prüfungen, zehntausend Mark Kapital und dann —? Das Ziel? Die Fortsetzung dieses Dienstes eiserner Pflichterfüllung und ungeheurer Verantwortung in einem Alter, in dem andere ihr Leben der Geruhsamkeit zusteuern. Mit sechzig und fünfundsechzig Jahren klettern sie, die Lotsen, in schwerem Ölzeug und Stiefeln die Strickleitern der Dampfer hinauf und hinab. Fünfzehn bis fünfundzwanzig Meter sind es oft, und die Wellenberge klettern ihnen nach, suchen sie zurückzureißen, und im Winter werden die Stricke, an denen sie sich hakten, von Sekunde zu Sekunde dicker: der Sprühregen der Brecher verwandelt sich im Handumdrehen zu glatten, schmerzenden Eiskrusten ...

Der Matrose raucht gleichmütig seine Pfeife.

„Und wie ist es mit der Sprache?" fragt einer von uns. „Wenn der Lotse auf der Kommandobrücke eines japanischen Dampfers steht oder eines französischen?"

„Englisch müssen wir natürlich können", sagt der Matrose, „und ein bißchen Französisch und Spanisch auch."

„Und wer trägt die Verantwortung, wenn etwas passiert? Wenn das Schiff auf Grund kommt oder einen Zusammenstoß hat?"

„Da fragen Sie am besten den Lotsenkommandeur", erwidert lachend der Matrose, „der hat schon ganz weiße Haare davon gekriegt."

Tatsächlich, der Lotsenkommandeur hat schneeweiße Haare. Siebenundsechzig Jahre alt ist er, und — als Aufsichtsperson

der Lotsengenossenschaft — der einzige Beamte. „Über die Haftpflicht der Lotsen", sagt er, „zerbrechen sich die Juristen schon seit Jahren den Kopf. Praktisch ist es so, daß ein Lotse, unter dessen Führung ein Schiff Schaden erleidet, Schadenersatz nicht leisten kann. Denn schon eine Beule am Schiffskörper kostet, wenn sie repariert wird, Tausende von Mark, und der Lotse hat kein Vermögen auf der Bank liegen. Theoretisch aber ist er nach Ansicht vieler Juristen voll haftpflichtig. Auf dem nächsten Schiffahrtstag wird die Frage wahrscheinlich dahin geklärt werden, daß in Zukunft Schadenersatzpflicht der einzelnen Lotsen nur bei grober Fahrlässigkeit und bei Böswilligkeit vorliegen soll. Im übrigen erzieht den Lotsen die stete Lebensgefahr, in der er sich jahraus, jahrein befindet, zu einer Gewissenhaftigkeit und Vorsicht, wie sie wohl nicht mehr übertroffen werden kann."

„Und wie ist es inmitten dieser Gefahren mit den Verlusten an Menschenleben?"

Das Gesicht des Lotsenkommandeurs verdüstert sich. „Die Verluste sind nicht gering", sagt er. „Der Grad der Sicherheit, der für Seeschiffe schlechthin die Norm ist, kommt für unsere Lotsenschiffe natürlich nicht in Frage. Denn wir suchen ja geradezu die Gefahr. Wir müssen mit unsern kleinen Fahrzeugen auch



Lotsenschiff fährt einem einlaufenden Dampfer entgegen.

im Nebel und im Sturm an die großen Dampfer heran. Wir müssen mit kleinen, leichten Booten die Lotsen übersetzen. Oft genug kentern die Boote. In der Weihnachtsnacht 1924 zum Beispiel setzte, gerade während einer Ausbootung, ein Schneesturm ein. Als das Treiben vorüber war, war das Boot verschwunden. Vierzehn Tage später trieb es in Helgoland an. Von den sechs Insassen haben wir nie mehr etwas gesehen."

„Und 1908", fährt der Lotsenkommandeur fort, „wurde unser Schoner ‚Nikolaus' von einem griechischen Dampfer gerammt. Der griechische Dampfer ist weitergefahren, als ob nichts geschehen wäre. Es gäbe da noch so viel zu erzählen, aber ..."

Wir schwiegen. Dann sprach der Lotsenkommandeur von dem, was ihm besonders am Herzen lag. „Das Reichsverkehrsministerium", sagt er, „hat anerkannt, daß der Lotsendienst der Weser für das gesamte deutsche Lotsenwesen vorbildlich ist. Bester Beweis: Die Akten der übrigen Seelotsengebiete türmen sich zu bedenklicher Höhe. Die Akten über die Weserlotserei aber sind nur ein winziges Bündel. Wir müssen also wünschen, daß die bewährte Organisation unseres Dienstes so bleibt, wie sie ist."

„Sie unterstehen dem Reichsverkehrsministerium?"

„Nicht unmittelbar. Das Ministerium hat die eigentliche Verwaltung dem Bremer Senat übertragen, und das ist gut so. Der Senat wiederum hat mit der Wahrnehmung der laufenden Angelegenheiten mich, den Lotsenkommandeur, beauftragt. Die Gefahr, die uns droht, ist die, daß uns in Zukunft das Verkehrsministerium unmittelbar verwaltet, und weiterhin, daß die Lotsengesellschaft von einem Strombaufachmann anstatt, wie jetzt, von einem Nautiker geleitet wird. Eine solche Umgestaltung würde die durch die Krisis bereits aufs äußerste bedrohte Lage der Lotsen völlig unerträglich machen."

„Soweit wir unterrichtet sind, plant man in Berlin und auch in Bremen keineswegs eine derartige Umgestaltung!"

„Hoffentlich", meint lächelnd der Lotsenkommandeur, „hoffentlich haben Sie recht."

Dann stand er auf, nahm uns beim Arm und lotste uns, mit unfehlbarer Sicherheit, ins Deckhaus zu einem Grog.



Der Maharadscha kommt.

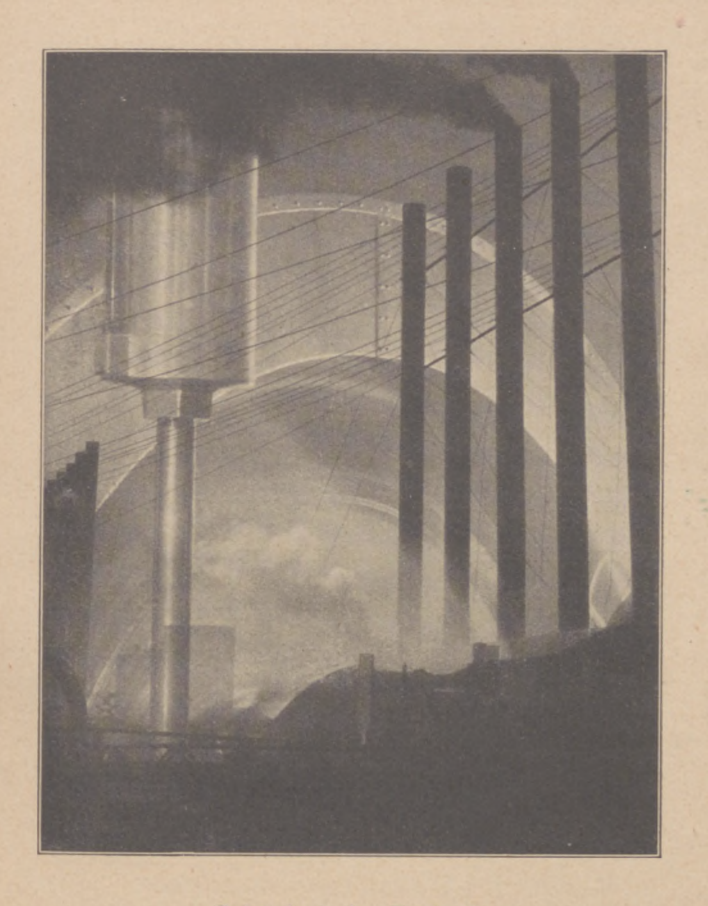
Ein Märchen, das keines ist, denn solche Umzüge gibt es noch heute in Indien.

Zeichnung von Frithjof Koch.



Schönheit der Natur.

Aufnahme von Folkwang-Archiv.



Schönheit der Technik.

Aufnahme von Pressephoto.

Minnesänger

Drei Bilder von Thora v. Brockdorff

Zeichnungen von Sascha Kronburg

Über dem efeuumrankten Burghof atmet Oktobernacht. Herbstfrischer Duft goldener Äpfel und Magdalenertrauben. Schein alter Laternen um einen Königsthron. Leises Flüstern im Kreis — zartes Streicheln mit Blumen.

Dann flackern Fackeln auf, der Herr des Schlosses nimmt Platz, das Spiel kann beginnen.

In die Harfe greifen nun schmale Finger. Seltsame Musik steigt zu den Sternen. Betörend in die Nacht gleitet des Sängers Lied.

Der König lauscht, die Frauen fühlen sich lieblich verwirrt, schon greift die zitternde Hand der Prinzessin nach dunkelroter Rose und wirft sie dem Sänger zu.



In einem Strom von Astern, roten Blättern und knisterndem Seidenrauschen klingt ihr Herbsttraum aus . . .

Das war einmal Wirklichkeit!

+

Über grau gepflastertem Großstadthof nebelt Novembermorgen. Regen prasselt — noch ist die Kälte der Nacht nicht gewichen.

Einer steht unten und singt. Die Geige klagt, Leben sei nur Lüge und Wahn. An Häusermauern schlägt sich die Stimme entzwei. Irgendwo bellt ein armseliger Hund.

Doch alle Fenster bleiben geschlossen. Hunger tut weh — mein Gott, hat denn keiner Zeit zum Horchen? —

Jetzt fallen einige Pfennigstücke herunter. Rosen von gestern! Schwer bückt sich der einst Gefeierte. Elendsturm treibt ihn aus dem Hof.

Wirklichkeit — wie wir sie kannten.



+

Über buntfarbiger Heimat glänzt die Sonne. Tief breitet ein blauer Himmel sich aus. Froh erblicken die Augen der Menschen die köstliche Erntezeit. — Neu arbeiten die Hände von Tausenden, und stark geht das Schaffen durch unsere Welt.

Leer ist es jetzt auf den Höfen geworden. Kraft und Können soll sich zeigen und sucht nicht hinter grauen Mauern Schutz.

Aber auf den Straßen klingen frohe, starke Stimmen der jungen Generation. Und wieder öffnen sich die Fenster wie einst, aber statt der Almosen erwidern strahlende Gesichter den hoffnungsvollen Gruß. Deutschlands Zukunft!

Wirklichkeit — wie wir sie jetzt erleben dürfen.





Schneeschuhgymnastik.

Zwei Aufnahmen aus dem Reich des we



Der Eisschnelläufer.

es weißen Sports von G. Riebicke.



Hans Bienerts Trotz

Skizze von Erich Klaila

Zeichnungen von K. Sigrist

Langsam, mit federnden Schritten ging Lehrer Schlummer durch die Bankreihen. Er dachte Namen, sprach sie aus, sprach sie mit ruhiger Gleichgültigkeit: Holler, Barnowsky, Ritter. Und noch mehr Namen. Noch viele Namen.

Manchmal, während er das Zeugnisblatt schon aus der Hand geben wollte, hielt er in der Bewegung inne und warf nochmals einen Blick auf die Zahlenreihe; er tat es stumm, und sein Gesicht verriet die Gedanken nicht. Nur bei Hans Bienert machte er eine kurze Bemerkung: „Schade, Bienert, daß du das Studium nicht weitertreiben kannst. Wende dich doch einmal an Kom=

merzienrat Lange. Er soll schon mehreren jungen Menschen das Geld zum Studium vorgeschossen haben!"

Hans Bienert wuchs beim Anrufe des Lehrers lang und hager aus der Schulbank heraus. Dann setzte er sich wieder, brauchte erst noch eine Zeit, ehe er seine langen Beine wieder untergebracht hatte, und stierte dann teilnahmlos auf sein Zeugnis. Was nutzte das ihm? Es gab doch kein Weiterkommen! Das ganze Leben ist eine Geldfrage! Er stutzte. Von wem hatte er das gehört? Gestern mußte es doch erst gewesen sein. Aber es wollte ihm nicht mehr einfallen. Er war zerstreut. Die Zeugnisüberschrift, die Zahlen, der Schulstempel darunter und die Unterschrift des Bezirksschulrats, all die nichtigen Kleinigkeiten lenkten seine Gedanken da- und dorthin, lenkten sie schließlich nirgends hin, und Hans Bienert fühlte sich doch angefüllt von Gedanken. Bis er sich selbst darauf besann und dachte, daß er zerstreut sei, und sich wunderte, daß er sich gerade jetzt mit Nichtigkeiten beschäftigen könne.

Ein stummes, selbstspöttelndes Lachen durchrann ihn. Er fühlte es als Befreiung; dann freilich desto bitterer. Er hätte heulen mögen. Im jähen Umschlag der Stimmung bestand er dann wieder hartnäckig darauf, daß es bestimmt so sei. Es ist so! Wirklich, das ganze Leben ist eine Geldfrage! Er klammerte sich fest an diesen einen Gedanken an und sprach ihn stumm so oft aus, bis er sich immer leichter aussprach, bis er immer weniger dabei dachte.

Als Lehrer Schlummer wieder vorbeikam, war er verwundert, auf Hans Bienerts Gesicht ein gekräuseltes Lächeln zu entdecken. Schlummer sagte nichts. Nur ab und zu, während er Abschiedsworte an die Klasse richtete, warf er einen kurzen Blick zu Hans Bienert hinüber. Dann schien es, als wolle er innehalten in seinen Worten. Seine Lippen preßten sich dabei unwillig aufeinander.

Aber es war ja nichts Boshaftes daran, daß Hans Bienert lachte. Er wußte es selbst nicht einmal, daß er lachte. Er hätte doch auch innerlich dabeisein müssen beim Lachen. Innen aber fühlte er nichts. Gar nichts! Nicht einmal mehr Schmerz!

Schmerz darüber, daß er ein gutes Zeugnis habe und trotzdem nicht weiterstudieren könne. Das Lachen lag in seinen Augen mit jener Ausdruckslosigkeit, die neugeborene Kinder zeigen.

Es ist mir alles gleich! Es ist mir doch alles gleich! Weil es zum Beispiel Ihnen, Herr Lehrer Schlummer, nicht gleichgültig zu sein scheint, was aus mir wird, deshalb ist mir alles gleich. Wenn ich nur mit meiner Gleichgültigkeit einen Menschen ärgern kann. Das gefällt mir. Weil man mir auch weh tut, weil ich mich von aller Welt beleidigt fühle. Denken Sie vielleicht, Herr Lehrer, daß ich zu Kommerzienrat Lange gehe, um zu betteln? Nein, Herr Lehrer Schlummer!

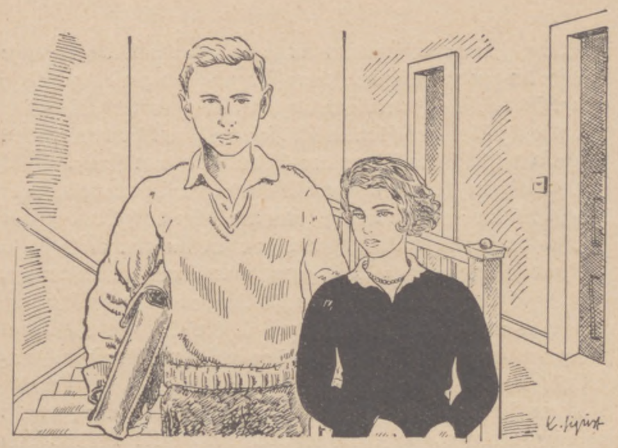
Er fühlte dabei wieder, daß er lache. Verkrampft lache und verbittert. Hätte sein Lachen Stimme gehabt, es wäre schaurig hohl vom grün gestrichenen Ölgrund der Zimmerwände zurückgesprungen und hätte Lehrer wie Schüler in befremdendes Erstaunen versetzt, so daß sie sich gegenseitig angesehen hätten, fragend, verwundert. Was ist das für ein Mensch dort, der Bienert? Und Hans Bienert wäre inmitten von dreißig Knaben ganz allein im Klassenzimmer gesessen, bestaunt, beargwöhnt.

Plötzlich überflog ein Schatten sein Gesicht. Die Augen zogen sich schmerzhaft zusammen. Der Mund wurde schmal. Die Muskeln an den Wangen zuckten gleichmäßig erregt, so wie das Schlagen von Hans Bienerts Herz. Daran war ein junges Mädchen schuld, an die er eben denken mußte. Kaum fünfzehn Jahre ist sie alt. Lissi heißt sie und mag von dem blassen, hager aufgeschossenen jungen Mann nicht viel wissen. Wenigstens denkt Hans Bienert das. Weil Lissi sich bis jetzt immer so gezeigt hat.

Wohl weil ich arm bin!

Da frißt es in ihm. Und bohrt und weckt den Ehrgeiz. Aber ich will! Ich will einfach! Ich werde es schaffen! Allen zum Trotz. Hans Bienert will plötzlich zu Kommerzienrat Lange. Er wird auch hingehen. Sich selbst zum Trotz.

Als er aus dieser seiner letzten Unterrichtsstunde nach Hause geht, da steht Lissi unter der Tür des Hauses, das sie mit noch vielen Menschen, beide mit ihren Eltern, zur Miete bewohnen.



Einträchtig wie noch nie schreiten sie zusammen die knarrende Holztreppe des Miethauses empor.

„Ich gehe auf das Gymnasium", sagte er im Vorübergehen stolz. „Ich werde Rechtsanwalt!"

Da lächelt ihm die kleine, hübsch gerundete Lissi freundlich zu und fragt beinahe andächtig zurück: „Rechtsanwalt?"

Und einträchtig wie noch nie schreiten sie zum ersten Male zusammen die knarrende Holztreppe des nüchternen Miethauses empor. Hans Bienert ist es, als müßten sie jetzt an einer Vorsaaltür vorüberkommen, an der, im engen Messingschild eingezwängt, sein Name steht. Und als müsse er den Schlüssel aus der Tasche nehmen, eine einladende Handbewegung machen dürfen und sagen: Hier sind wir zu Hause, Lissi!

Aber Lissi geht an diesem Tage an ihm vorüber. Weil sie, weil ihre Eltern eine Treppe höher wohnen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bienert wird in ein nüchternes Kontorzimmer geführt. Kaum, daß der Kommerzienrat aufsieht bei seinem Eintritt. Verschüchtert, in seinem verschossenen Anzug, beschämend arm, demütig steht Hans Bienert im Zimmer und ist bereit zu sprechen, immerzu zu sprechen, bis er es erreicht hat, daß er studieren darf.

Endlich hat Kommerzienrat Lange Zeit für ihn. Dicke, fleischige Finger langen unwillig nach dem Zeugnis. Ein gewaltiger Kopf beugt sich darüber. Zwei kleine Äuglein, die schlau und listig sind, irren hastig über die schlanken römischen Ziffern. Es dauert nicht lange. Gleich ist der Mann am Schreibtisch dort fertig.

„Mit diesem Zeugnis wollen Sie eine höhere Schule besuchen?" fragt er hart, auch ein wenig gutmütig, aber doch hart.

„Ich dachte, ich meine, Herr Lehrer Schlummer ..."

Hans Bienert ist ganz klein geworden. Er weiß es nicht mehr, daß er sich vorgenommen hat zu sprechen, immerzu zu sprechen, bis er es erreicht hat. Es ist etwas in der Stimme des Kommerzienrats, das gleich von vornherein jeden Widerspruch unmöglich macht.

Dann sieht er seine ganze so kühn und stolz erbaute Zukunft zusammenbrechen. Er wird nicht Rechtsanwalt werden. Im blauen, schmutzigen Schlosseranzug wird er umhergehen. Und Lissi wird dazu mit eisiger Kälte sagen: „Guten Tag, Herr Rechtsanwalt."

Herr Lange hat das Zeugnis schon wieder zusammengefaltet und reicht es Hans Bienert. Der kann nicht so schnell zufassen. Da schüttelt der Gewaltige unwillig den Arm, so, als wolle er sagen: „So nimm doch endlich deinen Wisch, du einfältiger Mensch!"

Eine grenzenlose Wut gegen den Mann erfaßt Hans Bienert, gegen den Menschen, der seine ganze Zukunft mit einer einzigen Handbewegung einreißt. Während er endlich sein Zeugnis wieder nehmen kann, obwohl er es am allerliebsten zerknüllen möchte, um es in eine Ecke zu werfen, fragt er: „Könnten denn dann Herr Kommerzienrat mir nicht wenigstens eine Stelle in der Fabrik geben? Vielleicht als Schlosserlehrling, als Heizer, als Kutscher!"

Hans Bienert weidet sich an dem Klang seiner eigenen Worte und glaubt, daß sie unbedingt den größten Eindruck auf den Kommerzienrat machen müßten. Trotzig wirft er den Kopf zurück. Seine Augen flackern wild in die kleinen Äuglein des Herrn Lange hinein.



Herr Lange hat das Zeugnis schon wieder zusammengefaltet und reicht es Hans Bienert.

Jetzt wird er mich hinauswerfen, denkt Hans Bienert. Es war ja auch sehr frech von mir. Aber meine Frechheit freut mich. Er ist stolz darauf.

Aber er wird nicht hinausgeworfen. Herr Lange ist ganz ruhig. Mit der Bedächtigkeit des gemachten Mannes zündet er sich eine Zigarre an.

„Schlosser, Heizer, Kutscher", wiederholt er nur langsam. „Es ist natürlich auch da schwer. Aber es läßt sich machen. Hätten Sie Lust zum Stalljungen? Vorerst, meine ich, später dann als Kutscher."

Hochaufgerichtet steht Hans Bienert. Er denkt an das Zeugnis in seiner Hand, das ihm den Weg ins Gymnasium öffnen sollte. Auch an Lissi denkt er wieder. Und dann steht er noch stolzer in seiner Hagerkeit. Ohne mit der Wimper zu zucken, sagt er: „Herr Kommerzienrat sind sehr gütig ..." Eine kleine Pause. Dann: „Herr Kommerzienrat sind zu gütig zu mir." Er preßt und stöhnt es heraus. Und doch haben die Worte Alltagsklang.

Ein wilder, selbstvernichtender Taumel erfaßt ihn. „Ich bin Herrn Kommerzienrat zu großem Dank verbunden für die ehrenvolle Stelle! Ich nehme sie mit Freuden an!"

Er wartet darauf, er lauert, daß der Mann am Schreibtisch dort sich jetzt schämen soll. Aber der Mann schämt sich nicht! Er scheint nur flüchtig zu überlegen.

„Gut! Wann können Sie anfangen?"

Hans Bienert ist entsetzt. Er fühlt sich gehöhnt. Geprügelt fühlt er sich von der Roheit dieses Menschen.

„Sofort, Herr Kommerzienrat!" Er sieht Herrn Lange dabei mitleidig an.

Aber dieser bleibt unbeirrt. „Sagen wir, am Montag. Am Montag früh um acht Uhr in Hof drei. Zu melden beim Kutscher Lehmann. Verstanden?"

Hans Bienert weiß nachher nicht mehr, wie er hinausgekommen ist. Er will sich ertränken, vor den Zug werfen. Als es aber Abend ist, kommt er endlich müdegelaufen nach Hause. Unter der Haustür steht wieder Lissi. Sie will mit ihm hinauf. Einige Stufen ersteigen sie miteinander. Da bleibt er stehen.

„Du!" sagt er. Und seine Augen blitzen boshaft. Und lauern doch auch ängstlich. „Du! Ich werde nicht Rechtsanwalt. Stalljunge bin ich ab Montag!"

Mit entsetzten Augen betrachtet Lissi sein zerwühltes Gesicht. Sie hat ordentlich Angst vor ihm. Fliehen möchte sie. Sie macht schon eine Bewegung dazu. Dann aber bleibt sie stehen. Und

streckt die Hand aus. Und streichelt sein erhitztes Gesicht. Und große Tränen rinnen langsam über ihre Wangen.

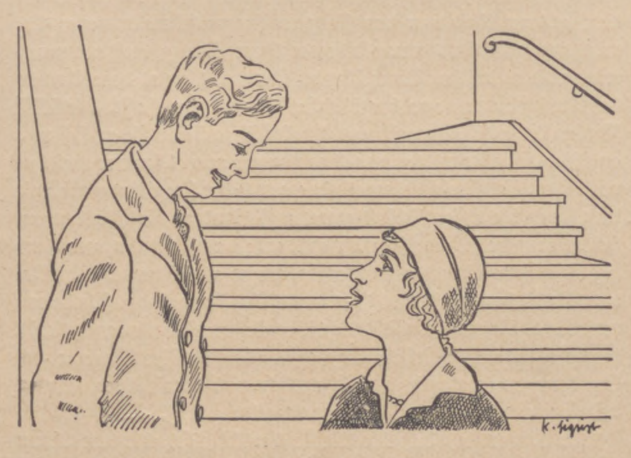
Stumm gehen sie nach oben. Lissi wendet sich noch oft um, als sie dann allein weitergeht. Aber er sieht ihr nicht nach. Er lacht nicht. Er hat kein gutes Wort. — Es ist alles sehr traurig, denkt sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber am nächsten Tag ist dann ein Brief gekommen.

„Ich habe es mir doch anders überlegt. Ihr Trotz hat mir gefallen. Ich will Ihnen das Geld zum Studium geben. Mit freundlichem Gruß, Friedrich Lange."

Bevor es die Mutter weiß und bevor der Vater, da erfährt es Lissi von Hans Bienert. Sie stehen auf der Treppe des nüchternen Miethauses, lehnen sich aneinander, und Hans Bienert wagt es sogar, seinen Arm um Lissi zu legen. Sie sehen sich an und weinen. Weinen aus Freude, daß das Leben so schön ist, daß alles gut weitergehen wird. Und daß einmal, wenn auch später, an einer Vorsaaltür im engen Messingschild ein Name eingezwängt sein wird. Und der soll Hans Bienert heißen. Und Lissi soll seine Frau sein.





Der Jugendroman der Marlitt

von Karl Blanck

Mit Bildern

Zwanzig Jahre lang sitzt eine einsame Frau, durch körperliche Lähmung und rasende Schmerzanfälle an ihr Lager oder an den Fahrstuhl gefesselt, abseits von der Welt in ihrem Geburtsort, einer kleinen thüringischen Stadt, und schreibt ein Werk nach dem andern, das von den Zeitgenossen mit immer neuer Erwartung, mit stets unveränderter Begeisterung aufgenommen wird und weit über Deutschlands Grenzen hinaus dem Namen der Verfasserin eine wahre Weltberühmtheit verschafft. Sie selbst ist über diesen Erfolg erstaunt. Unablässig arbeitet sie an sich und an ihren Werken weiter, um ihn immer neu und immer mehr zu verdienen. Es ist nicht einmal ihr eigentlicher Familienname, mit dem sie in die Öffentlichkeit getreten ist, sondern ein Pseudonym, hinter dem sie sich in ihrer Bescheidenheit versteckt hat, um ihrer Familie keine Schande zu machen, wenn es sich erweisen sollte, daß ihr Talent nicht das hält, was ihre Umgebung sich davon verspricht. Sogar ihr Geschlecht hat sie zuerst verleugnet, selbst der befreundeten Schriftleitung gegenüber, die ihre Romane und Erzählungen fortlaufend veröffentlicht und damit ihren eigenen Leserkreis ins Unermeßliche emportreibt.

Wie kommt es, daß die Werke der Marlitt, die mit ihrem



Eugenie John, die unter dem Namen „Marlitt“ weltbekannt gewordene Romanschriftstellerin.

Familiennamen Eugenie John aus Arnstadt in Thüringen heißt, eine so beispiellose Verbreitung, einen so ehrlichen und begeisterten Widerhall in ihrer Zeit und noch weit über ihre Zeit hinaus gefunden haben? Wie konnte ein einzelner Mensch, der an eine scheinbar so kleine und enge Welt gebunden war, so vielen andern etwas geben, sie beglücken und bereichern, eine solche Fülle von wechselnden Gestalten ins Leben rufen, die auch heute

noch im Gedächtnis ganzer Generationen fortdauern — auch wenn keine Literaturgeschichte auf sie zurückweist? Worin besteht das eigentliche, vielumstrittene „Geheimnis der alten Mamsell“? Liegt es vielleicht gerade in jener engen und kleinen Umwelt ihrer Heimat begraben, die sie so gern auch zum Schauplatz ihrer Romane gemacht hat?

Arnstadt, das heute noch stolz ist, das Geburtshaus und das Grab der Marlitt zu besitzen, ist in der Tat eines der reizendsten Städtchen im Herzen Deutschlands, nicht nur durch seine landschaftliche Lage an den Hängen des Thüringer Waldes, unweit der sagenhaften Drei Gleichen und am Flußufer der Gera, von denen schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Dichter des „Gesundbrunnens“, Valerius Neubeck, singt:

„Nimmer vergess' ich meiner Heimat Gärten,
nie den Nachtigallenhain und nie der Gleichen
graubemooste Trümmer und nie des Erlenufers der Gera.“

Dazu kommen noch die besondern architektonischen und stimmungsmäßigen Reize des eigentlichen Stadtbildes mit Türmen und Toren, mit Brunnen und Plätzen, die herrliche Liebfrauenkirche mit dem steilgegiebelten Fachwerkbau der alten Papiermühle daneben, von der aus einst die schwarze Pest ihren Ursprung genommen hat und die deshalb im Volke noch immer die Pestmühle genannt wird, die Bonifatiuskirche, an der Johann Sebastian Bach in seiner Jugendzeit als Kantor gewirkt hat, das Schloß der Schwarzburger Fürsten mit seinen kostbaren Sammlungen und der Marktplatz mit dem stattlichen Renaissancerathaus, den alten Patrizierhäusern und dem Laubengang, an dessen Südende das Geburtshaus der Marlitt liegt — gegenüber dem „Schwarzburger Hof“, dem einstigen „Güldnen Greif“, in dessen Mauern das „Geheimnis der alten Mamsell“ spielt.

Aber schon das erste Werk der Marlitt, mit dem sie an die Öffentlichkeit tritt, „Die zwölf Apostel“, knüpft an eine alte Arnstädter Sage an, die heute noch um die grauen Mauern der Liebfrauenkirche wittert. Und wie eng hier Dichtung und Wirklichkeit miteinander verschwistert sind, zeigt eine kleine Episode,



Blick auf das Gasthaus „Zum Güldnen Greif" in Arnstadt, in dessen Mauern Marlitts Roman „Das Geheimnis der alten Mamsell" spielt.

in der die Marlitt davon berichtet, wie die junge Heldin der Erzählung eine kleine Madonnenstatue, ihre „geliebte Marie", aus den Händen der bösen Buben rettet, die das Kunstwerk von seinem Sockel im Kreuzgang gestürzt haben. Gewiß handelt es sich hier um ein eigenes Jugenderlebnis, denn auch dies Marienbild

ist heute noch vorhanden und erfreulicherweise durch seine Neuaufstellung im Domchor vor jedem Zugriff geschützt — eines der feinsten Werke der Spätgotik, eine farbige Holzplastik von unsagbarem Liebreiz: ein zierliches Figürchen, Himmelskönigin und Erdenweib, Mädchen und Mutter, das kindliche Gesicht mit dem seligen Lächeln unter der schweren Goldkrone von den flutenden Locken umwallt, mit dem silbernen Tropfenfall des Sternenmantels um den zarten Leib.

Kein Wunder, wenn schon die junge Eugenie John, von der noch niemand und sie selbst am wenigsten ahnte, daß sie einst eine berühmte Schriftstellerin werden würde, für solche verborgenen Kunstschätze ein liebendes Auge besaß. Das verdankt sie gewiß dem gleichen Elternhause, dessen harmonisches Familienleben trotz aller Not und allen Elends sie immer wieder in ihren Romanen unter wechselndem Namen geschildert hat. Immer ist da irgend eine Künstler-, meistens eine Malerfamilie, die, von ihrer stolzen patrizischen Umgebung und von der Masse der kleinstädtischen Philister mißachtet, gleichwohl ihr stilles Glück im Frieden eines harmonischen Heims findet, und die Jungmädchengestalten, die aus diesem Kreise hervorgehen, in irgend ein schweres oder süßseliges Schicksal hinein, durch harte Enttäuschungen und Demütigungen und Verfolgungen hindurch, tragen alle etwas von dem stillen Jugendreiz, der Eugenie John-Marlitts eigenes Biedermeierbildchen aus ihren Jungmädchentagen umwittert, wie es heute seinen Ehrenplatz im Arnstädter Schloßmuseum einnimmt.

Aber die Marlitt selbst stammt doch bekanntlich aus einer Kaufmannsfamilie? Gewiß — und hier liegt eben ihre eigene Jugendtragik, die sie vielleicht auf ihre spätere Aufgabe erst vorbereitet, ihr die geheime Dornenkrone verliehen hat, die sie befähigte, in fremde Schicksale, in fremdes Leid hineinzusehen, es mitzufühlen und nachzugestalten, Trost und Hoffnung in tausend Seelen zu gießen und sich dadurch erst den sonst scheinbar unerklärlichen und im wahren Sinne märchenhaften Erfolg zu verdienen, weil sie die Sehnsucht eines ganzen Zeitalters, einer ganzen Frauengeneration im Kampfe der Zeit um neue Rechte,



Eine kleine Madonnenstatue aus Arnstadt, die in dem ersten Werk der Marlitt „Die zwölf Apostel" eine Rolle spielt.

um neue Freiheit und um wahres Menschenglück vertrat und als Vorkämpferin verfocht — echter, wahrer, wirklichkeitsnäher als die hochmütigen Literaturgewaltigen jener Zeit, die auf sie herabsahen und die heute schon fast ausnahmslos vergessen sind.

Aber wie kommt sie nun gerade auf jenen Typus der „Armen Verwandten", die sich gegenüber den stolzen und hartherzigen Kleinstadtpatriziern oder den geburtsstolzen Hofleuten, deren Gnadenbrot sie verschmäht, erst ihr Lebensrecht erkämpfen muß — wie es gewiß gerade in jenem Zeitalter der Standesvorurteile, der strengen Familienautorität und der weiblichen Abhängigkeit noch das Schicksal vieler Hunderttausende gewesen ist, die in den Werken der Marlitt das Spiegelbild eigener Erlebnisse, eigener Empfindungen suchten und fanden? Und woher gerade die Künstlerschicksale inmitten einer solchen Krämer- und Hofschranzenwelt? War nicht auch ihr eigener Vater noch Kaufmann wie seine Ahnen? Ja und nein!

Ernst John, der Vater Eugeniens, ist allerdings im Jahre 1793 in Arnstadt als Sohn einer eingesessenen Kaufmannsfamilie geboren und war selbst durch den Willen seines Vaters zum Kaufmann bestimmt. Aber er war es nicht wirklich — er war ein Künstler und ist es auch stets geblieben, er litt unsäglich unter dem Zwange zu einem ungeliebten Beruf, in dem er niemals sein Glück und bei mangelnder Eignung auch niemals sein geregeltes Auskommen gefunden hat, bis ihn der Ruhm der Tochter aller Sorgen enthob. Kein Wunder, wenn auch die besitzlosen Eltern des jungen Mädchens, Johanna Böhm, das er liebte, gegen eine so unsolide Heirat eingenommen waren und sie mit allen Mitteln bekämpften. Sie haben es den jungen Leuten nie verziehen, daß sie doch ihren Willen durchsetzten und am 10. Juli 1823 in die Ehe traten.

Die Schwiegereltern Böhm, die die Marlitt in den alten Hellwigs im „Geheimnis der alten Mamsell" und an anderer Stelle geschildert hat, dürften mit dazu beigetragen haben, daß Ernst John in den ungeliebten Kaufmannsberuf hineingezwungen wurde, denn in ihren Augen und in denen vieler Zeitgenossen waren Künstler damals eben nur Hungerleider. Übrigens beruht

ja auch die verwandte Geschichte der jungen „Spielersfrau" und des Unfalls bei der Vorstellung im Rathaussaal im Anfang der „Alten Mamsell" auf einer wahren Begebenheit, die Ernst John als Augenzeuge seiner Tochter erzählt haben dürfte; das Grab der „Schildjungfrau", die aus einem alten polnischen Adelsgeschlechte stammte — sie hieß Emilie von Linsky — und von ihren Eltern wegen ihrer Heirat verstoßen war, wird heute noch auf dem alten Arnstädter Friedhof gezeigt, der auch das Grabdenkmal der Marlitt birgt.

Trotz aller Vorwürfe, mit denen die Verwandtschaft nicht zurückhält, setzt es Ernst John durch, 1834 auf ein Jahr nach Dresden zu gehen, um sich dort in der Malerei und im Zeichnen zu vervollkommnen. Es ist nicht bekannt, wer dort sein Lehrer gewesen sein mag, aber wenn man seine Bilder im Arnstädter Familienbesitz sieht, kann es kaum einen Zweifel geben, daß John von der romantischen Malerei in ihrer klarsten und reinsten Form herkommt, wie wir sie von den Bildern Philipp Otto Runges und Caspar David Friedrichs her kennen. Diese Familienbildnisse sind so beseelt und so lebensnah, wie die Landschaft, in der sie stehen, stimmungsreich und zugleich von einem liebevollen Realismus durchdrungen ist. Ernst John ist entschieden ein sehr begabter Künstler gewesen, der es unter andern Lebensumständen viel weiter gebracht hätte. Aber er mußte in die Kleinstadt zurück, sein Geschäft ging zugrunde, und auch die Malerei mußte er schließlich aufgeben, weil ihm die Gefahr drohte, das Augenlicht zu verlieren — ein wahrhaft tragisches Schicksal, das nur dadurch einen versöhnenden Ausklang fand, daß es ihm wenigstens vergönnt war, den Aufstieg seiner Tochter noch miterleben und gerade den Zweig der Familie, der bis dahin als arm und glücklos verachtet war, zu einer ungeahnten Blüte gelangen zu sehen.

Schon von Johns Mutter her, die sehr musikalisch und stimmbegabt war, war auch die Musik in der Familie heimisch, und es ist bekannt, daß die Marlitt selbst Sängerin und sogar Bühnenkünstlerin war, bevor sie durch ein Gehörleiden gezwungen wurde, diese Laufbahn aufzugeben und bei der Fürstin Mathilde von



Zwei Bildnisse, gemalt von

Schwarzburg, die ihr auch das Musikstudium ermöglicht hatte, Vorleserin zu werden. Dabei hatte sie Gelegenheit, das Treiben eines kleinen Hofes, das sie in ihren Werken nicht immer in sehr rosigen Farben schildert, aus nächster Nähe kennenzulernen und auf Reisen ein gutes Stück von der Welt zu sehen, bevor ihr körperliches Leiden sie zwang, auch diese Stellung aufzugeben und



Ernst John, dem Vater der Marlitt.

sich fortan der Schriftstellerei zu widmen — ein seltsamer Lebenslauf, in dem Krankheit die gleiche verhängnisvolle Rolle spielt wie schon im Leben des Vaters, aber mit einem seltsam glücklichen Ausgang. Denn ohne diese erzwungene Wendung, die die reichbegabte Frau in die Stille ihres Krankenzimmers trieb, hätte sie bei ihrer Bescheidenheit und persönlichen Schüchternheit,





Zwei Bildnisse, gemalt von Ernst John, dem Vater der Marlitt.

Schwarzburg, die ihr auch das Musikstudium ermöglicht hatte, Vorleserin zu werden. Dabei hatte sie Gelegenheit, das Treiben eines kleinen Hofes, das sie in ihren Werken nicht immer in sehr rosigen Farben schildert, aus nächster Nähe kennenzulernen und auf Reisen ein gutes Stück von der Welt zu sehen, bevor ihr körperliches Leiden sie zwang, auch diese Stellung aufzugeben und

sich fortan der Schriftstellerei zu widmen — ein seltsamer Lebenslauf, in dem Krankheit die gleiche verhängnisvolle Rolle spielt wie schon im Leben des Vaters, aber mit einem seltsam glücklichen Ausgang. Denn ohne diese erzwungene Wendung, die die reichbegabte Frau in die Stille ihres Krankenzimmers trieb, hätte sie bei ihrer Bescheidenheit und persönlichen Schüchternheit,

die auch mit dazu beitrug, sie der Bühne zu entfremden, nie ihren wahren Beruf und ihr schriftstellerisches Talent entdeckt.

Es ist auch ein Irrtum, wenn man annimmt, die Marlitt wäre selbst eine weltferne „alte Mamsell“ gewesen und hätte niemals das Glück und Leid der Liebe kennengelernt, das sie so warm zu schildern weiß. Sie hat in ihrer Jugend sogar einen richtigen kleinen Liebesroman erlebt, wobei der Geliebte sie schließlich auf Drängen seiner Verwandten verließ, weil die Familie nichts von der Heirat mit dem armen Mädchen wissen wollte. Das ist nach einem Bericht Artur Rehbeins zum hundertsten Geburtstag der Marlitt ganz zufällig durch das hinterlassene Tagebuch des ungetreuen Liebhabers, eines Arnstädter Kaufmannssohns, entdeckt worden; denn sie selbst hat über diese Wunde, die ihr zugefügt wurde, stets geschwiegen — außer in ihren Werken, die reich an ähnlichen Schicksalen sind.

Aber alles, was sie selbst durchgemacht hat, Enttäuschungen, Not und Armut, Krankheit und Tod lieber Angehöriger, wie der frühverstorbenen Mutter, hat immer nur dazu beigetragen, sie innerlich reicher und stärker zu machen und den Quell ihres Schaffens zu befruchten, in ihr den Kampfesmut, die lebensvolle Weisheit und die überlegene Güte zu wecken, die uns aus ihren im Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft erschienenen Werken noch heute entgegenklingen. So ist ihr Leben, wie ihre Persönlichkeit, so gut wie ihr dichterisches Schaffen, ein wahres Vorbild für die Mitwelt und für ihre ganze Zeit gewesen und geblieben — und das ist vielleicht das eigentliche „Geheimnis der alten Mamsell“.



Wann beginnt die Reifezeit des Menschen?

VON GEORG GRAU

Als vor Jahren eine wissenschaftliche Rundfrage erging, ob die Intelligenz mit dem Alter abnehme, äußerte ein Professor: „Wenn alle Werke, die nach dem vierzigsten Lebensjahr geschaffen worden sind, verschwinden würden, wäre der Verlust für die Menschheit nur klein." Ein hartes Urteil für die Ältern, aber wichtig für eine Gegenwart, die der Jugend die Frontstellung einräumt.

War es wirklich immer die Jugendleistung, die den Zeiger der Entwicklung weiterbewegte, und mangelt es den ältern Jahrgängen an schöpferischem Geist? Eine eindeutige Antwort konnte die Forschung bisher nicht geben, und wir sind angewiesen, in den Reihen der Wissenschaftler, Künstler und Erfinder, die das Gebäude der Kultur errichten halfen, selbst Umschau zu halten.

Da tauchen sogleich die Namen jener deutschen Dichter und Musiker auf, deren Leben und Schaffen nur eine schnell verwehende Jugendblüte war: Novalis, Körner, Hauff, Schubert, Mozart, Kleist, Büchner und Hölderlin. Ihre Lebenskurve ging steil nach oben, um sofort, als wäre alle Kraft dem Genius geopfert worden, wieder zu erlöschen. Ihr Lebenslicht, soweit sie nicht eines gewaltsamen Todes wie Körner und Kleist starben, brannte von zwei Seiten ab: Sturm und Drang auf der einen

und Todessehnsucht auf der andern. Zwischen diesen Flammen schmolzen sie dahin, zerbrachen an innerer Zwiespältigkeit und erwarben sich mit ihrem Seelenblut unsterbliche Namen.

Auch bei den andern, die diese Klippe der Jugend überwanden, die älter und sehr alt wurden, bildete jugendliches Wirken das Fundament späterer Gestaltungen. Goethe schrieb seinen Faust im Alter, aber geboren hat er ihn, als Idee und Erlebnis, in der Jugend. „Hinsichtlich der Lebenskraft sind wir", sagt Schopenhauer, „bis zum sechsunddreißigsten Lebensjahre denen zu vergleichen, welche von ihren Zinsen leben: was heute ausgegeben wird, ist morgen wieder da." Und dieses Sich-niemals-Erschöpfen gibt der Jugendleistung ihre aktive Frische.

Dante faßte mit zwanzig Jahren den Plan zu seinem Hauptwerk, und Petrarca begann als Fünfzehnjähriger zu dichten. Donatello schuf mit zwanzig Jahren seinen St. Georg und Michelangelo im gleichen Alter die Statue der Pietà im Petersdom. Ebenso früh begannen Raffael, Holbein, Rembrandt und van Dyck Werke von vollendeter Reife zu schaffen. Bach war schon mit achtzehn Jahren Hofmusikus in Weimar, Haydn verfaßte als Achtzehnjähriger sein erstes Quartett und Karl Maria von Weber mit vierzehn Jahren eine Oper. Händel komponierte bereits mit elf Jahren, während Beethoven als Vierzehnjähriger zweiter Hoforganist wurde. Aus der langen Liste frühschaffender Dichter seien nur erwähnt: Goethe, Schiller, Lessing, Eichendorff, Byron und Strindberg.

Und in der Wissenschaft? Plato begann seine Schöpfungen als Jüngling, Aristoteles begründete achtzehnjährig sein philosophisches System, Kant legte als Dreiundzwanzigjähriger mit seiner Schrift: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" den Grundstein seines Werkes, und im gleichen Alter waren die Geschichtsforscher Leopold von Ranke und Treitschke, als sie produktiv zu arbeiten begannen. Von Naturwissenschaftlern wurden Laplace mit vierundzwanzig und Lavoisier mit fünfundzwanzig Jahren Mitglieder der Akademie. Mit achtzehn Jahren veröffentlichte Newton eigene mathematische Untersuchungen und entdeckte vier Jahre später das Gesetz der Schwer-

kraft, während Gauß, der große Mathematiker, mit achtzehn Jahren die „Methode der kleinsten Quadrate" fand. Pascal entwarf mit sechzehn Jahren die Abhandlung über Kegelschnitte, Galilei fand, erst achtzehn Jahre alt, die Pendelgesetze, und Kopernikus schuf als Vierunddreißigjähriger sein neues Weltbild.

Die Beispiele zeigen, daß sich bei vielen Genialen die Schaffenskurve ungemein früh erhebt. Für den Ablauf dieser Kurve entwickelt der Forscher Ernst Kretschmer verschiedene Typen und betont, daß die Lebenslinie der Hochbegabten vielfach einen andern Verlauf nimmt als die des Durchschnitts. Aber auch bei den Genialen dürfen wir aus den Beispielen keine Regel ableiten. Oft beginnt erst nach den Stürmen der Jugend die wertvollste Persönlichkeitsentfaltung, wie bei Schiller oder Bismarck. Von ihnen sagt Kretschmer: „Sie verlieren in ihren Mannesjahren nichts von ihrer jugendlichen Frische, Geistigkeit und Spannkraft, ja sie gewinnen noch durch die Abklärung ihres Gemüts." Ein anderes Bild zeigen Menschen wie Uhland und Scheffel, die früh ihr einziges Meisterwerk zustande brachten, neben dem alles Spätere verblaßte. Ferner gibt es Ausnahmen, bei denen die Lebensentwicklung geradezu auf den Kopf gestellt erscheint, wie etwa bei Conrad Ferdinand Meyer, der vom neununddreißigsten bis zum siebenundsechzigsten Lebensjahr sein ganzes künstlerisches Werk schuf. Seine Seele wachte erst am Mittag des Lebens auf, ähnlich wie bei Liliencron, Dostojewski und Fontane, der in reifen Jahren seinen ersten Roman schrieb.

Phantasie und Eingebung mögen sehr früh reifen, aber Erfindungen, die stark an die Wirklichkeit gebunden sind, erfordern ein Maß praktischer Erfahrung, wie sie das frühe Jugendalter oft nicht besitzen kann. Trotzdem fällt ein großer Teil wichtiger Erfindungen in verhältnismäßig jüngere Jahre. So errechnete vor Jahren ein Ingenieur auf Grund von zwanzig bedeutsamen Erfindungen ein Durchschnittsalter von zweiunddreißig Jahren. Bei der Hälfte dieser technischen Schöpfungen waren die Erfinder noch keine dreißig Jahre alt, und nur bei zwanzig Prozent waren sie über vierzig. Die regsten Erfinderjahre scheinen zwischen siebenundzwanzig und sechsunddreißig Jahren zu liegen. Er-

zeugnisse der Jugend sind Dampfmaschine, Telephon, Luftdruckbremse, Dampfturbine, Phonograph, Setzmaschine, Augenspiegel und Spinnmaschine. Erinnert sei ferner an die Versuche des dreiundzwanzigjährigen Friedrich Krupp zur Herstellung von Tiegelgußstahl, an die bedeutsamen Jugendarbeiten von Walter Nernst und an die Begründung der drahtlosen Telegraphie durch den einundzwanzigjährigen Marconi. Nicht zu vergessen sind Fraunhofer und Heinrich Hertz, die bereits mit siebenunddreißig Jahren starben.

Diese Beispiele sind zwar bestechend, aber der sorgsame Historiker könnte als Erwiderung eine lange Liste vorzüglicher Altersleistungen vorweisen. Wagner war über fünfzig Jahre alt, als er die „Meistersinger" schuf, ebenso Verdi, als er die „Aida" komponierte. Ibsen schrieb seine besten Dramen als Sechzigjähriger, und Galilei entwarf sein Hauptwerk als Greis. Bis in ihr hohes Alter sind Goethe, Bismarck, Bunsen, Kant, Menzel und Edison schöpferisch geblieben. Tizian starb, den Pinsel in der Hand, als Neunundneunzigjähriger.

Aber diese Fälle, und es gibt sicher noch mehr, können den Einfluß der Jugendleistung als Kulturfaktor nicht erschüttern. Am Rad der Weltgeschichte tritt die Jugend als bewegendes Element stärker hervor als das Alter. Sie besitzt den Trieb, zu handeln, die Freude an Neugestaltungen und den Impuls des Vorwärtsschreitens. Nur an jene Einschränkung müssen wir denken: die Lebenskurve der genialen Persönlichkeiten gleicht nicht der des Durchschnitts. Die Lebenslinie gewöhnlicher Sterblicher verläuft geruhsamer und harmonischer. Sie hat weniger die harten Ausschläge wie bei der genialen Geisteshaltung, sie geht ohne Erschütterung der Ausreifung entgegen und zeigt meistens über das vierzigste Lebensjahr hinaus kein Nachlassen der geistigen Kräfte. Es wird nichts Welterschütterndes geleistet, aber Gediegenes und Zweckentsprechendes. Psychotechnische Untersuchungen der letzten Zeit ergaben, daß Intelligenz, Geschicklichkeit, Phantasie und Gedächtnis oft bis in das hohe Alter hinein erhalten bleiben.

Das seelische und geistige Material bleibt vorhanden, was aber

in vielen Fällen nachläßt, ist die motorische Kraft, dieses Material in die Tat umzusetzen, es wirksam zu machen und wirken zu lassen. Darauf kommt es freilich im geschichtlichen Prozeß an, und dennoch wäre es bedauerlich, wenn es die Werke in der Welt nicht gäbe, die nach dem vierzigsten Lebensjahr geschaffen wurden. Sie sind anderer Natur wie die der Jugend, aber dafür oft von der ruhigen Schönheit, der Abgeklärtheit und Tiefe des reifen Gemüts.

„Was die Jugend außen fand und finden mußte, soll der Mensch des Nachmittags innen finden", sagt C. G. Jung. Es findet also eine Richtungsänderung statt vom Kämpferischen zum Besinnlichen, aber nicht vom Aktiven zum Passiven. Auch das Alter hat seine Aktivität, seine ordnenden und regelnden Kräfte. Der Pfeil des Willens, der Gestaltung und des Schicksals zeigen in andere Richtung. Denn der Weg alles Lebens führt von der Saat zur Ernte.



Wissen Sie, was das ist?

Die Keime überwinterter Kartoffeln.



Ja, ja, das Leben ist schwer!

Aufnahme von Hedda Walther.



Don Juan in Schwarz.

Nach einer Aufnahme von Dr. J. von Heimburg.



Der Trick

Skizze von Jo Hanns Rösler

Der Kunde besah noch einmal die Luxuskarosserie, den Nonplusultramotor und die Wiegeweichfederung. Dann fragte er: „Was kostet der Wagen?"

„Dreißigtausend."

„Einverstanden. Ich nehme ihn."

Der junge Verkäufer drückte auf eine verborgene Klingel, den Chef herbeizurufen, der bei solchen Anlässen dem Kunden stets die Hand zu schütteln pflegte. Zwei Minuten später betrat auch der Chef die Verkaufsabteilung der Autowerke. Er ging sofort auf den Kunden zu.

„Ich freue mich —" sagte er.

Der Kunde sah überrascht auf. Dann streckte er dem andern freudig seine Hand entgegen.

„Wir kennen uns doch?"

„Ich hatte noch nicht das Vergnügen", sagte bedauernd der Chef.

„Aber natürlich — wir kennen uns bestimmt. Sie sind doch verheiratet?"

„Ja."

„Sie waren mit Ihrer Gattin vor drei Jahren in München?"

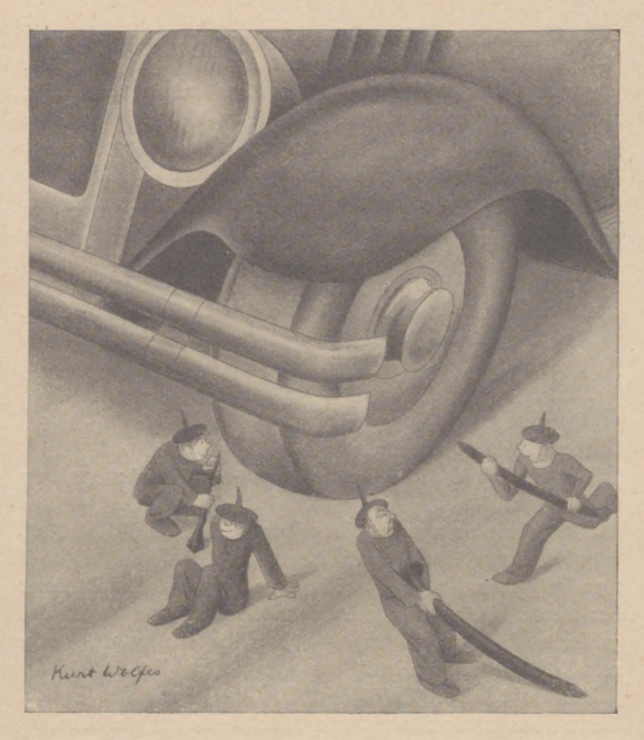
„Ja."

„Sie sind im Hotel ‚Blauweißer Hof' abgestiegen?"

„Ja."

Der Chef stand unsicher. Vielleicht war es eine zufällige Bekanntschaft, die er längst vergessen und die er heute aus Geschäftsrücksichten gern in seine Erinnerung zurückgerufen hätte. Er bemühte sich, ein erkennendes Gesicht zu machen.

„Und dort haben wir uns kennengelernt?" fragte er.



Plagegeister der Landstraße.

Den werden wir schon klein kriegen!

Zeichnung von Kurt Wolfes.

Der Unbekannte nickte: „Entsinnen Sie sich noch des Vorfalls vor Ihrer Abreise?"

„Ein Vorfall?"

„Sie wollten damals abreisen. Ihre Frau packte die Koffer. Plötzlich vermißte sie ein Paar Schuhe."

„Stimmt. Jetzt entsinne ich mich."

„Sie läuteten dem Hausdiener. Der Hausdiener kam. Sie fragten nach den Schuhen Ihrer Frau. Der Hausdiener erklärte, nichts davon zu wissen. Nur ein Paar Kinderschuhe wären gefunden worden, die seltsamerweise Ihre Zimmernummer trügen. Ihre Frau wollte die Schuhe sehen. Es geschah. Und richtig, es waren die Schuhe Ihrer Frau. Ihre Frau lächelte damals geschmeichelt, Sie gaben dem Hausdiener ein größeres Trinkgeld, als sonst üblich, Ihre Frau drückte ihm heimlich auch noch drei Mark in die Hand."

Der Chef des Autohauses schüttelte verwundert den Kopf.

„Und Sie haben das alles so genau gehört? Sie waren unser Zimmernachbar?"

„Nein."

„Sondern?"

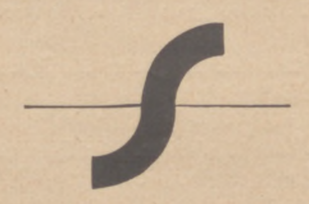
„Ich war der Hausdiener."

Der Chef stand starr und sah von dem Fremden zu dem Luxuswagen.

„Ich habe mir ein großes Vermögen mit dem Trick erarbeitet", fuhr der Kunde lächelnd fort, „denn wie Sie mir ein dreifaches Trinkgeld gaben, so geschah es in allen Zimmern. Den Trick mit den Kinderschuhen machte ich jeden Tag. Und je größer und gröber die Füße der Frauen, desto höher das Trinkgeld. Ich habe mich jetzt zur Ruhe gesetzt."

Der Chef des Autohauses lachte belustigt: „Die armen Frauen! Sie werden jetzt in Ihrem Hotel keine Freude mehr erleben!"

Der Fremde schüttelte den Kopf: „Warum nicht? Ich habe den Trick meiner Tochter, die den neuen Hausdiener geheiratet hat, als Mitgift gegeben."



Das Wunder des Vor-Inca-Kalenders

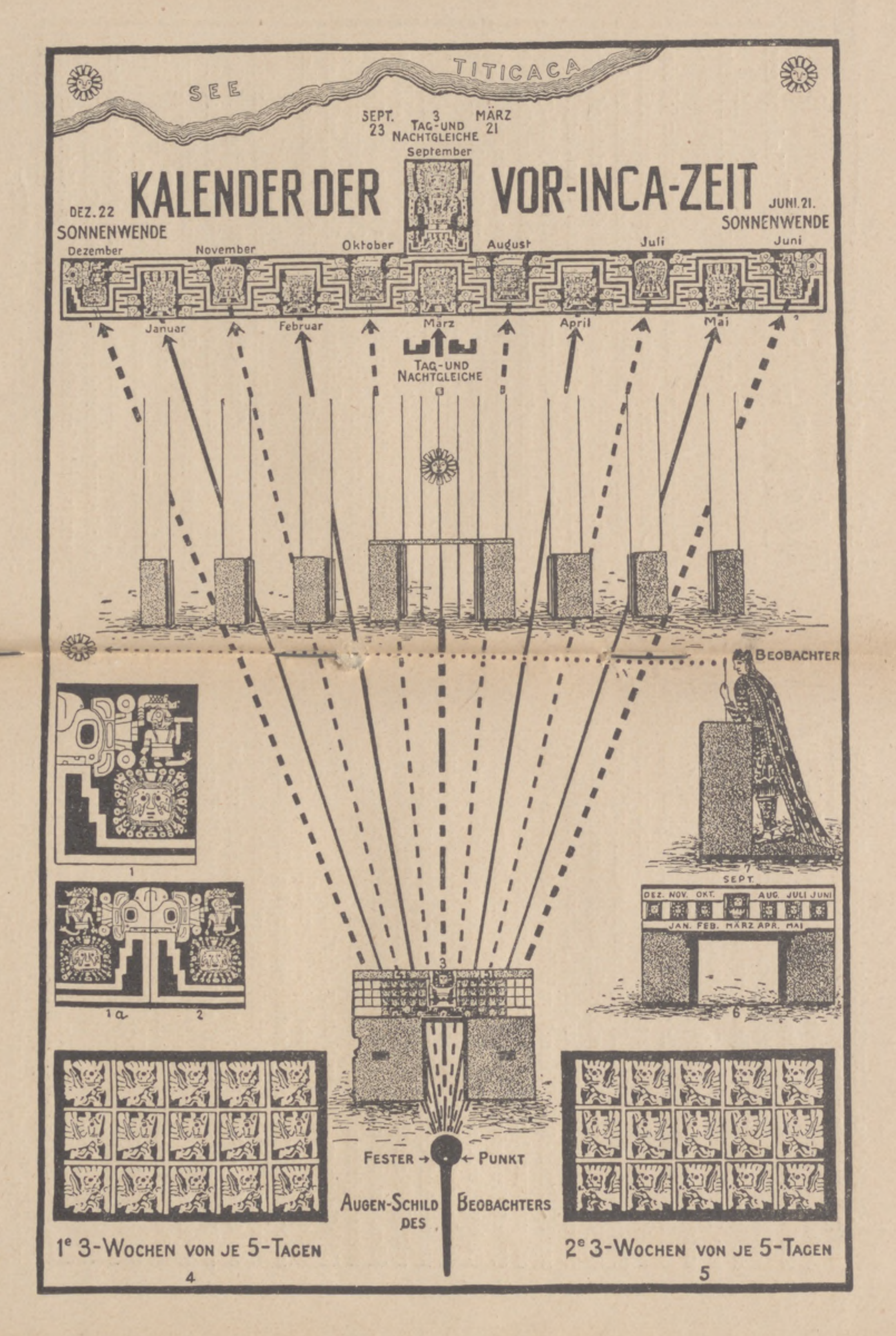
Von Hanns Fischer / Mit Bildern

Dort, wo auf den südamerikanischen Hochanden der fast viertausend Meter über dem Meeresspiegel gelegene Titikakasee mit seinem ozeanischen Tierleben und seinen seltsamen Binsenbooten, die erst im weltenfernen Neuseeland wiedergefunden werden, an sich schon ein wahres Rätselreich bildet, liegt die gewaltigste und älteste Sonnenwarte der südlichen Halbkugel, der Sonnentempel von Tihuanaku inmitten eines Ruinenfeldes, das uns einen Querschnitt durch viele Jahrzehntausende menschlicher Kultur bietet und auch die wunderbaren Reste des von den Spaniern vernichteten Incareiches birgt.

Ehe aber dieser hochentwickelte Staat die Gier der räuberischen Europäer auf sich lenkte, lange ehe es ein Incareich gab, besaßen die Vorväter dieser „Sonnensöhne“ eine Kultur, die, nordisch beeinflußt oder gar erweckt, erst jetzt ihre Schleier langsam fallen und uns in einen Reichtum innerer Größe und vollendeter Religiosität blicken läßt, der in seiner schlichten Erhabenheit überwältigt.

Nichts vermag uns klarer in das naturhingegebene Leben und Denken der Vor-Incas einzuführen als der frühgeschichtliche Kalender, dessen vornehmlich äußere Geheimnisse dank der Arbeiten des in La Paz in Bolivien lebenden deutschen Vorgeschichtsforschers Professor Arthur Posnansky und des englischen Gelehrten M. B. Cotsworth nun entschleiert sind.

Jenes als Sonnentempel angesprochene, in seinen Resten noch heute bewundernswerte uralte Bauwerk am Titikakasee stellt in seinem wesentlichen Teile einen in mächtigen Steinquadern erbauten Kalender, also eine Sonnenwarte dar, von der aus, wie gezeigt werden soll, das Leben jenes Frühvolkes geregelt wurde.


SEE
TITICACA
SEPT. 23
3
TAG-UND NACHTGLEICHE
MÄRZ 21
September
KALENDER DER VOR-INCA-ZEIT
DEZ. 22 SONNENWENDE
JUNI. 21. SONNENWENDE
Dezember
November
Oktober
August
Juli
Juni
Januar
Februar
März
April
Mai
TAG-UND NACHTGLEICHE
BEOBACHTER
1
1a
2
SEPT.
DEZ. NOV. OKT.
AUG. JULI JUNI
JAN. FEB. MÄRZ APR. MAI
6
3
FESTER → ← PUNKT
AUGEN-SCHILD DES BEOBACHTERS
1e 3-WOCHEN VON JE 5-TAGEN
4
2e 3-WOCHEN VON JE 5-TAGEN
5

Wie dies geschah, soll uns die beigegebene von Professor Posnansky stammende formelhafte Zeichnung versinnbildlichen, bei der wir von dem als „Fester Punkt" bezeichneten Augenschild des Beobachters ausgehen wollen.

Dieser Beobachter, wahrscheinlich nach den gemachten Funden ein nordischer Priester, stand vor dem festen Augenschild und blickte, wie bei Ziffer 7 unserer Abbildung ersichtlich, zur untergehenden Sonne, also nach Westen. Sein Blick fiel durch das bisher so geheimnisvolle gewaltige Sonnentor (3) auf jene mächtigen, wohlbearbeiteten und ebenfalls noch heute erhaltenen Monolithen, also auf Steinblöcke, die an den Seiten, mit denen sie sich selbst gegenüberstanden, bisher ganz unverständliche rinnenartige Vertiefungen aufwiesen, die von oben nach unten verliefen. Diese Rillen waren dazu bestimmt, hohe schlanke Stäbe aufzunehmen, die so auf leichte Weise durch Schnüre fest an die Monolithen gebunden werden konnten. Die beiden mittlern Steinpfeiler, die die andern an Höhe überragten, waren durch eine dachartige Auflage miteinander verbunden, durch die noch weitere drei Stäbe zwischen ihnen festgehalten wurden. Die mittelste dieser Stangen durchschnitt, vom Beobachter aus gesehen, den untergehenden Sonnenball an den Tagen der Tagundnachtgleichen genau in der Mitte. Dieser Vorgang spielte sich also am 21. März und am 23. September ab.

Aus alledem geht hervor, daß die stangenbestückte Pfeilerreihe in der Nordsüdrichtung verlief, mithin der Beobachterblick etwa am Abend des 23. September die (nur hier im Bilde) mit der Sonne gezierte Stange des Mittelgitters und dahinter den verschwindenden Sonnenball traf, also genau nach Westen gerichtet war.

Da sich die vorincaische Sonnenwarte, wie bereits erwähnt, auf der südlichen Halbkugel befindet, fällt dort Frühlingsanfang und fiel für die Alten damals auch der Jahresbeginn auf den 23. September. Von da an bewegen sich die Sonnenuntergänge bis zum 22. Dezember, der dortigen Sommersonnenwende, immer weiter nach links. Um die Beobachtung nun recht genau zu machen, befand sich auf dem untern Fries des Sonnentor-

sturzes (3) jene in unserer Abbildung über den stangentragenden Monolithen wiedergegebene Skulptur, die, wie aus der Zeichnung erkennbar, Sinnbild der einzelnen zwölf Monate darstellt, derart, daß sich, vom Beobachter aus, Monatsbild und entsprechende Stange decken. Geht also die Blicklinie vom Augenschild zur untergehenden Sonne und streift sie dabei die rechte Stange des dritten Steines von links, so muß die nach unten verlängerte Stangenlinie die Mitte des Monatsbildes „Februar" treffen. Es ist also dann der 15. Februar.

Verfolgen wir nun aber den Sonnenlauf vom damaligen Jahresbeginn, dem 23. September, so liegen, wie schon betont, von nun ab die Untergangspunkte immer weiter nach links, bis sie am 22. Dezember das linke Schlußbild erreichen, das, vergrößert in den beiden Abbildungen 1 und 2 wiedergegeben, für uns nun in seinem Sinn sofort erkennbar ist. Die dort dargestellte Figur wendet die Trompete entgegen der bisherigen Sonnenbewegung nach rechts; sie bläst gewissermaßen zum Rückzug, denn nun wendet sich der Sonnenlauf, und von Tag zu Tag liegen die Untergangspunkte weiter nach rechts und gehen über Januar, Februar und so weiter bis zum 21. Juni, der andern Wendezeit, so daß wir an diesem Nordende das der südlichen Sommersonnenwende im Dezember entgegengesetzte Zeichen der Wintersonnenwende im Juni mit der nach links gerichteten Trompete erblicken (vergrößert bei 1 a).

Ein weiteres Tor (6) mit den Monatsbildern (die Bezeichnungen sind im Bilde natürlich vom Zeichner eingefügt) befand sich noch hinter dem Sonnentor (3), um die Ablesungen recht genau zu ermöglichen. Es sagt uns aber nichts Neues. Das Sonnentor dagegen zeigt noch weitere Skulpturen, nämlich die sechs Fünftagewochen des jeweils dreißigtägigen Monats (4 und 5), die nicht so leicht zu enträtseln waren, weil sie — nicht wie in unserer Abbildung (3) über dem Monatsfries des Sonnentores allein standen, sondern — rechts und links von weitern Einzelskulpturen umrahmt wurden. Diese sind, um nicht zu verwirren, in unserer Zeichnung weggelassen, ebenso wie die beiden Sonnenwendfiguren der Friesreihe auf dem Sonnentor selbst.

So merkwürdig uns diese Fünftagewochen auch berühren mögen, sie zeigen sehr große Vorteile. Da jede Woche einer Hand entspricht, fällt immer der Daumentag mit einem Ruhetag zusammen. Sechs solcher Wochen ergeben einen Monat zu je dreißig Tagen. Zwölf Monate würden dann aber nur dreihundertsechzig Tage ergeben und einen ununterbringbaren Rest von rund fünf Tagen bedingen. Dieser Rest wurde in Form von bestimmten Feiertagen eingeschoben, die jeweils außerhalb der Monatszählung fielen, mithin die klare Rechnung in keiner Weise störten.

Aus alledem geht hervor, daß die Vor-Incas über einen sehr genauen Kalender verfügten, der ihnen viele Vorteile brachte, die auch dann beachtenswert sind, wenn wir sie heute für fast selbstverständlich halten.

Vor allem konnten die Jahreszeiten genau bestimmt werden, eine Tatsache, die für die Ernährung des Volkes von ausschlaggebendem Werte ist, da erst so die Sicherstellung von Lebensmitteln für die Winterzeit und die Rücklagen für die kommende Aussaat sachgemäß vorgenommen werden konnten. Auch das Bearbeiten des Bodens, das Säen, Pflügen und Pflanzen konnte von den Priestergelehrten rechtzeitig bestimmt werden. Es war auch möglich, auf diese Weise durch rechtzeitige Paarung der betreffenden Tiere zwei Würfe im Jahre zu erzielen, wie uns das die Bibel von den Herden Jakobs berichtet, auf den noch zurückzukommen sein wird.

Ein weiterer Punkt, den wir heute fast völlig vernachlässigen, hatte für die Vor-Incas, wie heute noch für die Chinesen, besondere Bedeutung. War es aus Gründen der Selbsterhaltung zunächst allererste Aufgabe, die nötigen Nahrungsmittel zu erzeugen, standen also die Landwirtschaft und ihre Forderungen an erster Stelle, so mußten auch Wege und Bewässerungskanäle, Häuser und Dämme, Stützmauern für die Feldchen an den Berghängen und viele ähnliche Arbeiten erledigt werden. Es hieße aber gegen das Hauptgebot der Nahrungserzeugung verstoßen, derartige Anlagen auszuführen, solange alle Hände für die Bearbeitung der Felder und Gärten nötig sind. Erst dann, wenn nach der Ernte die landwirtschaftlichen Pflichten nachließen,



Der Sonnentempel von Tihuanaku in der Nähe des Titikakasees. Er wurde vor 13 500 Jahren errichtet, aber wegen kosmischer Störungen nicht fertiggebaut.

konnte an die Erfüllung anderer Aufgaben gedacht werden. Auch in dieser Hinsicht rieten die Priestergelehrten dem Volke auf Grund der Himmelsbeobachtungen.

Erinnern wir uns ferner, daß auch sonstige entscheidende Handlungen, daß Eheschließungen und wichtige Beratungen auf Grund der Gestirnstellung und, wie wir heute wissen, mit vollem Recht,

vorgenommen und erst nach Befragen der Priester ausgeführt wurden, so begreifen wir die entscheidende Lebenswichtigkeit derartiger Sonnenwarten, wie wir sie in einer ihrer ältesten Formen in Tihuanaku finden.

Gewiß handelt es sich hier um nichts Einmaliges; denn alle jene über weite Gebiete der Erde verteilten Steinkreise dienten dem nämlichen Zweck und zeigen uns überdies den Wanderweg der nordisch-atlantischen Rasse, der auch wir angehören.

Es ist darum nicht verwunderlich, daß wir derartige Bräuche bei den alten Germanen, den Indianern, den Druiden, in den uratlantischen Kolonien Afrikas, etwa der Goldküste, auf den Sundainseln oder im alten Palästina finden. Cotsworth betont, daß die Stelle 1. Mos. XXX, 37, die von Jakob erzählt, er habe sich Stäbe von Pappel, Hasel und Kastanie geschnitten und sie mit weißen Ringen versehen, gar nichts anderes bedeuten könne als den Hinweis auf die Beobachtung des kürzesten und des längsten Tages und der Sonnenwendpunkte; denn nur so sei zu begreifen, wie Jakob es angestellt habe, von seinen Herden jährlich zwei Würfe zu erhalten.

Deuten diese Zusammenhänge bereits auf einen einzigen Ort der Entstehung solcher Bräuche, so zeigt uns auch die Fünftagewoche der Vor-Incas den gleichen Weg, den andere Eigentümlichkeiten der nordischen Rasse über den Erdball genommen. Neben den Mayas und Azteken ist die Fünftagewoche auch bei den nordamerikanischen Indianern heimisch gewesen, bei Völkern also, deren Urschätze sich heute immer klarer als Kinder der nordischen Kultur erweisen. Auch die alten Ägypter und andere Völkerschaften bedienten sich dieser Zeiteinteilung.

Immer mehr kommt darum die Forschung zu der Überzeugung, die Urkultur der Vor-Incas könne nicht in Südamerika, also an Ort und Stelle entstanden sein, sondern sei nordischer Herkunft, denn wir bedienen uns im Brauch selbst noch vieler Dinge, die in altersgraue Vorzeit zurückweisen und Verbindungen aufzeigen bis hinüber zu den südamerikanischen Hochanden und zu einer dort längst gestorbenen Kultur.

Lachendes Leben

„Dieses Schloß steht noch heute so wie vor sechshundert Jahren", rühmte der Kastellan, „nicht ein Stein ist verändert, nichts umgebaut, nichts repariert."

Herr Zwiebe aus Kötzschenbroda drückte ihm gerührt die Hand und seufzte: „Gennich, gennich, ich hab ooch so 'n Hauswärd."

*

Es gibt sogar heute noch Leute, die rasch reich werden.

Und dann fährt die Frau mit den Kindern nach St. Moritz.

Als sie ankam, depeschierte sie zurück: „Nous sommes parvenus."

*

„Bruno, hast du den Groschen neben dir uff die Bank jelegt?"

„Na klar, det is nämlich mein Bankjuthaben!"

*

„Also du hast dich wirklich mit deiner Frau verkracht und sie bleibt unversöhnlich?"

„Ich habe schon alles mögliche versucht, aber es war eine regelrechte Pleite."

„Das ist allerdings Pech, versuche es doch mal mit einer Sanierung."



„Aber, Männe, nun hast du ja wieder deinen Schirm vergessen!"

„Du, Korl, warum nimmt dein Käpten seine Frau niemals mit auf die Reise?"

„Wo denkst du hin, er kann wohl das Schiff lenken, seine Frau vielleicht auch, aber beides zusammen, das ist für den stärksten Mann entschieden zu viel!"

*

„Ingrid, tue mir den einzigen Gefallen und erzähle nicht andauernd vom Gelde, ich habe genug davon!"

„Das ist ja großartig, Hans, wieviel haste denn?"

*

„Weißt du, Gerda, wenn ich auch nicht mehr die Jüngste bin, so verdrehe ich trotzdem den Männern die Köpfe."

„Das kann ich mir denken, aber wahrscheinlich wohl nach der andern Seite."

*

„Na, mein lieber Schluckebier, wie ist dir unser gestriger Kneipabend bekommen?"

„Danke, ich fühle mich ausgezeichnet, aber meine Frau ist fast heiser!"

*

„Sag mal, Kleiner, ist deine Mutter zu Hause?"

„Na, jlooben Se vielleicht, ick spiele hier Mächen für alles, wenn Mutta wech is?"

*

„Ferdinand, schrecklich ist das mit dir, ich kann dir jeden Tag vorsetzen, was ich will, aber niemals bist du zufrieden."

„Martha, ich hätte nur einen Wunsch, könntest du mir nicht mal vorsetzen, was i c h will?"

*

„Aber, Herr Ober, ich möchte doch immer einen Kaffee verkehrt haben! Nun bringen Sie mir wieder den richtigen Kaffee! Das ist doch verkehrt. Nur wenn Sie den Kaffee verkehrt bringen, dann ist es richtig!"

*

„Haben Sie vielleicht Zündhölzer bei sich?"

„Nein — nur Streichhölzer!"



Das praktische Universalmöbel für Junggesellen.

Zeichnung von Alfred Hugendubel

Die Bäuerinnen

Wir sind die Stillen im Lande,
wir sind das vergessene Heer,
wir streiten den Streit mit dem Leben
schier ohne Rat und Lehr'.

Wir tragen auf unsern Schultern
des Werktags bleierne Last —
wir ziehen Rosen im Garten
und laden die Freude zu Gast.

Sie kommt nicht mit Festen und Kränzen,
begehrt weder Dank noch Sold,
sie blüht uns im Kinderlachen,
sie reift uns im Erntegold.

Die Sonne ist unser Zeichen,
sie bräunt uns Wange und Arm.
Wir kargen mit zuckernen Worten,
auch schweigende Liebe hält warm.

Es ist in unsern Seelen
viel Wissen um heimliche Not —
die Erdkraft muß uns erlösen,
der Lehre heiliges Brot.

Aus Bauernblut und Boden
stieg mancher zu Sieg und Glück;
auf uns, auf die Stillen im Lande,
fällt auch ein Schimmer zurück.

Alfred Huggenberger.



Bäuerinnen.

Nach einem Gemälde von Professor G. Schildknecht.

Was aß Friedrich der Große?

Von Victor Ottmann

In Handschriftensammlungen macht man oft seltsame Funde. So stieß ich vor einiger Zeit beim Durchblättern einer Sammlung von Briefen und Urkunden berühmter Persönlichkeiten auf eine geschriebene Speisekarte von nicht alltäglicher Art, denn sie stammte von „Seiner Königlichen Majestät Tafel“ in Schloß Sanssouci, und zwar aus dem letzten Lebensjahre Friedrichs des Großen. Die in mangelhaftem Küchenfranzösisch abgefaßte Speisenfolge lautete in deutscher Übersetzung: Krabbensuppe, Hammelkoteletts in Manschette, Lachs nach der Pompadour Art, Pastete von Rebhühnern, Rinderbraten mit grünen Erbsen, Piemonteser Geflügelkroketts, Frische Heringe, Saure Gurken, Kuglopf (soll heißen Gugelhopf). Was der Speisekarte noch besonderes Interesse verlieh, das war der Umstand, daß einige der Gerichte mit Bleistift angekreuzt waren, und diese Kreuze hatte nach einer beigefügten Bekundung des ersten Besitzers der Karte, eines Hofbeamten des Königs, Friedrich selbst, zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit diesen Gängen, während des Essens angebracht. „Kuglopf“ war sogar mit zwei Kreuzen bedacht, scheint dem König also hervorragend gemundet zu haben. Übrigens wird die Gewohnheit Friedrichs, seine Speisekarten mit solchen Zensurzeichen zu versehen, auch von Marquis Lucchesini, dem Vorleser und Tischgenossen des Königs in seinen letzten Lebensjahren, bezeugt.

Ähnliche Speisekarten der königlichen Tafel befinden sich auch in andern Sammlungen; es sind sehr interessante kleine Do-



Die Tafelrunde von Sanssouci.

Ausschnitt aus einem Gemälde von Adolf von Menzel.

Mit Genehmigung der F. Bruckmann AG

kumente, weil sie Friedrich den Großen von einer nicht allgemein bekannten Seite zeigen. Der König liebte einen gutbestellten Tisch. Wohl konnte er dort, wo es die Umstände mit sich brachten, wie in den Feldzügen, auch in diesem Punkt von größter Anspruchslosigkeit sein, und er hat sich dann mit der einfachen Mannschaftskost begnügt. Aber in Friedenszeiten, und besonders im vorgerückten Alter, zeigte er sich mit einem Appetit gesegnet, der insofern verwundern muß, als er wenig zu der schmächtigen, von jeder Leibesfülle weit entfernten Gestalt des Monarchen zu passen scheint. Die Tafelfreuden, nicht Schlemmereien mit ausgeklügelten Delikatessen, aber ein guter und sehr reichlicher Tisch, waren eigentlich der einzige Luxus, den sich der sonst so bedürfnislose Philosoph von Sanssouci gönnte.

Man kann sich noch heute von den Eßgewohnheiten Friedrichs ein genaues Bild machen, nicht nur aus den Schilderungen der Zeitgenossen, die ihm persönlich nahestanden und zu denen als zuverlässigste Zeugen seine Ärzte gehören, sondern auch aus manchen noch erhaltenen Rechnungsbelegen des königlichen Haushalts. Der Küchenetat von Sanssouci war lange Jahre hindurch, bis zu Friedrichs Tode, auf höchstens zwölftausend Taler jährlich bemessen. Das scheint viel zu sein, dafür mußte aber auch alles, mit Einschluß der Löhne des Küchenpersonals, bestritten werden, die gesamte Verpflegung des Königs, seiner Gäste und seiner ständigen Umgebung, aller Schloßinsassen und Freitischgenießer, sowie die Sonderausgaben für militärische und diplomatische Festmähler. Der König hatte fast immer Gäste bei Tisch; acht Gerichte, Vor- und Nachspeisen mitgezählt, waren für das Diner die Regel. Es ist bezeichnend für Friedrich den Großen, daß er seine gefürchtete Gründlichkeit auch auf das kulinarische Gebiet übertrug. Er war über alle Vorgänge im Küchenbereich aufs genaueste unterrichtet und prüfte die Ausgabenbelege meist selbst nach. Als der Oberkoch einmal für ein größeres Essen den Betrag von fünfundzwanzig Talern berechnete, schrieb Friedrich unter die Rechnung: „Gestohlen! Denn ungefähr 100 Austern sind auf dem Tisch gewesen, kosten 4 Taler;

die Kuchen 2 Taler, Quappenleber 1 Taler, der Fisch 2 Taler, die Pasteten 2 Taler, Hering und Erbsen kann 1 Taler kosten, macht 12 Taler. Also was über 12 Taler ist, ist impertinent gestohlen."

Für gewöhnlich hatte der Oberkoch dem König an jedem Abend die für den nächsten Tag in Aussicht genommene Speisenfolge zur Prüfung vorzulegen, und Friedrich pflegte dann dieses und jenes zu ändern. Bei jedem Gericht mußte der Name des Kochs verzeichnet sein, der es zu bereiten hatte und dafür verantwortlich war. Friedrich befragte gern seine Gäste nach ihrer Meinung über die einzelnen Gänge und beteiligte sich selber lebhaft an der Kritik, denn er war im höchsten Grade „denkender Esser", Gastrosoph. Gab es etwas zu tadeln, so bekam der betreffende Koch einen gehörigen Rüffel; aber wie dankbar der König auch für gelungene Leistungen sein konnte, das beweist ein langes französisches Gedicht, das er zu Ehren seines Kochs Noël, in Anerkennung einer von diesem erfundenen neuen Pastete, verfaßt hat.

Was pflegte nun der Schloßherr von Sanssouci hauptsächlich zu essen, wofür hatte er besondere Vorliebe? Zum Kummer seiner Ärzte liebte er alles Schwere und stark Gewürzte, also gerade das, was er mit Rücksicht auf seine Gicht und andere Gebrechen durchaus meiden sollte. Sein letzter Leibarzt, Hofrat Zimmermann, Verfasser des einst vielgelesenen philosophischen Werkes „Über die Einsamkeit", schreibt in seinen Aufzeichnungen aus Friedrichs letztem Lebensjahr: „Die unverdaulichsten Speisen sind die liebsten des Königs. Heute hat er sehr viel Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den hitzigsten Sachen gepreßten Bouillon. Dazu nahm er einen großen Eßlöffel voll von gestoßenem Muskat und Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück Boeuf à la Russienne, das mit einem halben Quart Branntwein gedämpft war. Hierauf setzte er eine Menge Polenta, seine Lieblingsschüssel, zur Hälfte aus Mais, zur Hälfte aus Parmesan mit Knoblauchsaft bestehend. Zum Schluß folgte ein ganzer Teller einer Aalpastete, die so hitzig und so gewürzt war, daß es schien,

sie sei in der Hölle gebacken ..." Das ist in der Tat eine gewaltige Mahlzeit für einen von Gicht und Wassersucht geplagten Greis kurz vor seinem Tode, und da kann es nicht wundernehmen, daß der König nach der Tafel, wie es damals beinahe schon die Regel war, Anfälle bekam. „Die Köche sind seine gefährlichsten Feinde", schreibt derselbe Arzt, Doktor Zimmermann. Alle Vorhaltungen prallten an Friedrichs Widerstand ab. Dieser schwierige Patient machte sich über seine ärztlichen Berater, so oft und gern er sie auch in Anspruch nahm, nur lustig und versuchte, sich nebenher mit allen möglichen Quacksalbereien selbst zu kurieren.

Im Trinken war Friedrich der Große sehr mäßig, man hat ihn niemals auch nur „animiert" gesehen, er konnte sofort nach Tisch wieder arbeiten. Er bevorzugte Rotwein, Champagner trank er nicht. „Champagner braucht nicht gegeben zu werden, er kommt nicht auf meinen Tisch", schreibt der König in einer Verfügung, die ein militärisches Festmahl betraf.

Man muß die gastronomischen Neigungen des Königs richtig verstehen. Wenn er die Tafelfreuden auch liebte, so bedeuteten sie doch für ihn in erster Linie den Rahmen einer durchgeistigten Geselligkeit. Er hatte, wie schon erwähnt, fast immer, auch noch in den letzten Jahren seiner Vereinsamung und einer gesteigerten Gebrechlichkeit, Gäste bei Tisch; nur bei Tisch öffnete der sonst so Verschlossene sein Herz, da liebte er eine lebhafte, prickelnde Unterhaltung, zu der er mit seinem reichen Wissen und seinem sarkastischen Witz selber das Beste beitrug. So wußte er die materiellen Genüsse geistig zu vertiefen, zu adeln. Adolf von Menzels klassische „Tafelrunde von Sanssouci" hat diesen Gastmahlen aus der Zeit ihres höchsten Glanzes ein unvergängliches künstlerisches Denkmal gesetzt.

Menschliches, Allzumenschliches wurde hier gezeigt. Aber sind es nicht gerade die intimen menschlichen Züge, die uns die Großen der Weltgeschichte näherbringen, sie so anziehend für uns machen?



Die Pleite der amerikanischen Alkoholschmuggler.

Zeichnung von Hans Füsser.



Japanische Kinder als Kindermädchen.

Aufnahme von Heinz Adrian.

Der Lump

Eine Geschichte von Hanns Kirst

In Ralph Minters Store, in dem es vom Morgen bis spät in die Nacht fast geräuschvoller herging als in den Brooklyner Hafenkneipen, gab es eines Abends eine atembeklemmende Minute des Schweigens.

In den brandgelb gefärbten, endlosen Steppen von Texasquinch verglühte soeben das Sonnenlicht. Die blondlockige Gleen kletterte von Stuhl zu Stuhl und zündete die verrußten Petroleumfunzeln an. Sie war die erste, die den James Jack in der Tür stehen sah. Ein feines Rot griff ihr über die Stirn.

Eine Zeitlang suchten Jacks stahlgraue Augen in dem stickig verqualmten Raum umher. Dann stahl sich ein kleines, kaum merkbares Lächeln über seinen Mund. Er zog die Tür hinter sich ins Schloß, nahm den wetterverbogenen Hut vom Kopf und wischte mit dem Handrücken über die Stirn. Kleine, blinkende Perlen hingen in den dunkeln Brauen.

„He! James!" rief jetzt eine Stimme. Jack wandte den Kopf und nickte abwesend. Darauf schob er sich zwischen den Tischen hindurch, sah die erregte Gleen ein paar Sekunden hindurch nachdenklich an und hob sie alsdann wie ein Kinderspielzeug vom Stuhl herab. Jetzt neben dem Mädchen sah man erst richtig, wie groß und breitschultrig James Jack war.

„Sieht man dich mal wieder?" fragte er, ein stilles Staunen in den Augen.

Gleen lachte auf. „Und dich? Ich dachte, du wärest schon vergangen!"

„Wäre für manchen besser gewesen", meinte Jack und sah mit

einem schrägen Blick nach dem Tisch hin, der in der hintern Ecke stand.

Gleen verstand nicht recht. „Besser? Wieso?"

„Bestimmt!" erklärte James. „Der dort hinten sitzt, ist das nicht Jim Cumber?"

Gleen wandte den Kopf und nickte alsdann.

Jetzt lächelte James. „Sieh, für den dort wäre es besser gewesen!"

„Was ist denn?" fragte Gleen besorgt.

James bewegte gleichgültig die Hand. „Eine kleine Sache, die ich heute abend glattmachen werde ..." Er lockerte ein wenig sein verschwitztes Halstuch und betrachtete dabei Gleens hübsches Gesicht. „Wirst immer schöner, kleine Gleen ..."

Gleen wußte jetzt, daß James nicht mehr gefragt sein wollte. Sie kannte ihn schon. Es wäre ein nutzloses Beginnen gewesen, noch mehr aus ihm herausbringen zu wollen. Sie suchte mit ihren großen Augen sein Jungengesicht, nach dem sie sich schon so lange gesehnt hatte, ab.

James mochte das fühlen. Er tastete verstohlen nach ihrer Hand. „Wie lange ist das nun schon her, daß wir uns zuletzt gesehen haben?" fragte er, eine leise aufklingende Reue im Ton.

Gleen nahm ihm heftig die Hand wieder fort. „Wenn du das nicht weißt, dann hast du recht wenig an mich gedacht!" Sie schluckte krampfhaft und sah verstimmt an ihm vorbei. „Woran du denkst, das weiß ich sehr gut. Nur an Pferde! Sonst hast du weiter nichts im Kopf. Und ich sehe schon, heute abend bist du auch nur gekommen, weil da wieder was mit Pferden ist. Brauchst gar nichts zu sagen. Ich weiß es auch so. Für die Gleen hat James Jack keine Zeit ..." Sie stieß verärgert einen Stuhl unter den Tisch, wandte James vertrotzt den Rücken und ließ ihn stehen.

James sah betroffen dem Mädchen nach. Also so sah das mit dem Blondkopf aus? Er hatte tatsächlich herzlich wenig an die Gleen gedacht. Gewiß, so hie und da einmal ... Aber eigentlich anders, als sie das erwartete. Jetzt natürlich, jetzt gingen ihm die Augen auf. Er war fast erschrocken, so blind umhergelaufen

zu sein. Am liebsten wäre er jetzt hingegangen, um sich mit dem kleinen Trotzkopf auszusöhnen.

Die Gäste an den Tischen waren aufmerksam geworden. Ihnen war der kühle, kurzbündige Abschied der hübschen Gleen durchaus nicht entgangen. Sie zwinkerten einander mit den Augen zu. James bemerkte das ganz gut. Eine quälende Verlegenheit kam über ihn, und er gab sich Mühe, sie durch ein gleichmütiges Lächeln zu beseitigen.

Gleich am nächsten Tisch saß der alte Watson. Der war noch der vernünftigste von den Gesellen, die hier im Store einander belungerten. James nickte ihm zu. „Geht's gut?" fragte er.

Watson wiegte den Kopf. „Wenn man sechzig ist, wird man nachsichtig, James. Man genießt das Gute, und über das Schlechte sieht man hinweg."

James setzte sich. „Bis dahin ist es bei unsereinem noch lange hin. Vorläufig sieht man die Welt noch so an, wie sie wirklich ist."

„Du willst sagen: Schlecht!" lächelte Watson. „Sieht manchmal aber nur so aus."

„Mag sein. Ich will nicht dagegen reden. Aber manchmal, das habe ich erfahren, begegnet man ganz erbärmlichen Lumpen!"

James hatte, ohne es eigentlich zu wissen, recht laut gesprochen. Vielleicht drängte ihn auch noch ein bißchen der Ärger über die verlegene Minute, die ihm die Gleen bereitet hatte. Die Cowboys, Holzhändler und Pferdefarmer, die an den Tischen saßen, horchten auf. In Ralph Minters Store gab es häufig einmal ein bißchen Lärm. Man hungerte manchmal beinahe darauf, weil es in Texasquinch sonst weiter nichts gab, was Abwechslung bot. Immerhin, daß der James mit dem alten Watson irgendwas glattzumachen hatte, war so ohne weiteres nicht zu glauben, und es sah fast so aus, als suche der Bursche nur Grund zum Streit. Das ließ man natürlich schon dem alten, friedlichen Watson zuliebe ganz einfach nicht zu. Ralph Minter beobachtete vom Schanktisch aus, daß verschiedene schon begannen, die Stühle zurechtzusetzen. Gibt wieder mal was, dachte er. Er winkte die Gleen, die Gläser herumtrug, aus dem bedrohlich lauernden Haufen heraus und schob sie hinter die vergitterte Bar. Dann

richtete sich sein Blick voller Aufmerksamkeit auf den Unruheherd.

Aber der alte Watson zeigte sein altes, ruhiges Lächeln. „Na, wenn schon ...“ sagte er fast tröstlich. „Dafür gibt es wieder anständige Kerle.“

James lachte bitter. „Wenn alle so dächten, dann kämen die Lumpen billig weg!“

Watson hob die Schultern. „Wozu sich streiten ... Jeder hat seine eigene Art, mit den Lottern dieser Erde fertigzuwerden.“

James nickte heftig und richtete sich ein wenig auf. „Meine ich auch! Und mit einem davon werde ich heute fertig! Darum bin ich schließlich bloß hergekommen.“

Im Store war es beinahe still geworden. James fühlte diese tastende Stille und steckte die Daumen in den Pistolengurt. Dabei sah er über Watson hinweg nach dem hintern Tisch.

„Hm, fühle ich schon!“ sagte Watson. „Was gibt es denn?“

Das war die Frage, die eigentlich allen auf den Lippen brannte. Dreißig Paar Augen richteten sich gespannt auf James Jack.

James streifte jetzt seine Hemdsärmel auf und legte ein paar schwere, muskelbepackte Arme auf den Tisch. Mit diesen Armen hatte er einmal einen übergeschnappten, bißwilden Hengst mit einem einzigen Griff in Mähne und Strähne in das Gras gelegt. Das war eine Leistung, die selbst alte Cowboys beachtlich fanden, weil es wirklich mehr als ein Kunststück war, wilde Steppenhengste gefügig zu machen. Und wenn es schon einer zuwege brachte, einen Steppenhengst von den Beinen zu bringen, dann war es recht ratsam, Konflikte mit einem solchen Jungen zu vermeiden. Oder man mußte sich schon zu rechter Zeit einer zuverlässigen Hilfe versichern.

„Ich könnte ja alle Umstände vermeiden“, sagte James Jack mit verbissenem Mund. „Ich könnte jetzt hingehen, den Lumpen am Halstuch vom Stuhl hochziehen und erst locker lassen, wenn er beginnt, die Augen zu verdrehen. Aber es sieht häßlich aus, gleich kassieren zu wollen, wenn man nicht zuvor die Rechnung auf den Tisch gelegt hat ...“

Er sah erneut über Watson hinweg und maß mit den Augen

die Entfernung vom hintern Tisch zur Tür. Dann nickte er befriedigt und sagte darauf: „Die Geschichte begann vor einem Jahr. Draußen in den Asuncionfields warf ein Muttertier ein schneeweißes Füllen. Mitten in einer gewaltigen Herde und sozusagen im Handumdrehen. So ein weißes Wunder inmitten schwarzer und brauner Leiber war natürlich was Neues und wollte aus der Nähe betrachtet sein. Einer der Treiber hatte den Vorgang gleichfalls bemerkt und trieb von der andern Seite her mit der Büffelpeitsche ein Loch in die Herde. Jetzt sah ich auch das Muttertier. Es lag am Boden, noch völlig erschöpft und noch immer Schmerz in den brennenden Augen. Wenn man ewig unter Pferden ist, ist der Anblick einer vom überstandenen Wurf zerquälten Stute ja schließlich nichts Ungewohntes mehr. Man betrachtet alles mit nüchternen Augen. Das Erbarmen jedoch, denke ich mir, bleibt einem erhalten. Der Treiber aber — —"

James schlug unvermittelt die Faust auf den Tisch und verzog den Mund voll sichtlichen Ekels. „Schmeckt widerlich, das Wort! Mir gelingt es nicht, es 'runterzuschlucken, darum spucke ich es aus. Dieses erbärmliche Vieh ließ ein paarmal das Leder der Büffelpeitsche im Kreise herumschnellen, und dann klatschte ein wuchtiger, schandhafter Schlag auf den Tierleib nieder ..."

Ein Pferdefarmer am Nebentisch nahm die Pfeife aus dem Mund und warf jetzt ebenfalls die Faust auf den Tisch. „So ein Lump!" knirschte er.

James wischte mit der Hand durch die Luft. „Ist noch lange nicht alles ... Die Stute riß sich, halb irr vor Schmerz, auf die zitternden Beine, tat drei taumelnde Schritte und brach wieder zusammen. Mir wurde es plötzlich grau vor Augen. Die Fingerspitzen begannen zu frieren. Das mußte Schreck sein. Ich weiß es selbst heute noch nicht so recht. Der Treiber hieß Jim, und ich glaube, ich hatte ihn angeschrien. Denn ich sah darauf seine Verbrecheraugen giftgrün funkelnd auf mich gerichtet und in seinem Gesicht ein unheimlich lauerndes, lautloses Lachen. Dann hob diese Bestie noch einmal den Arm! Noch einmal, um dem gequälten Tier einen zweiten Peitschenschlag zu versetzen!"

„Wo ist der Lump?“ schrie der Pferdefarmer. Er machte Miene, aufzustehen.

„Einen Augenblick“, sagte James. „Bin noch nicht ganz fertig. Der feine Jim wollte mir beweisen, daß sich ein Mann von vierzig Jahren von einem Jungen nicht dreinreden ließ. Er hob also die Peitsche zum zweitenmal. Aber diesmal doch nicht schnell genug. Ich stand jählings bei ihm und riß den erhobenen Arm herab. Der Griff muß kantig gewesen sein, denn wir stürzten beide Hals über Kopf aus unsern Sätteln. Der erbärmliche Lump war auf die Knie gefallen. Ich stand vor ihm. Aber der Feigling rührte keinen Muskel. Er hockte vor mir wie ein Haufen Elend, jammervoll zitternd um sein schäbiges Ich. Mich packte ein Ekel vor diesem Kraut. Ich spie auf den kleinen Flecken Gras, der zwischen uns lag. Eine Anständigkeit, die ich noch heute bereue. Ich hätte ihn selber anspeien müssen, mitten in das erbärmliche Gesicht ...“

„Na!“ sagte Ralph Minter, der inzwischen hinzugetreten war. „Ich hätte nicht James Jack heißen dürfen!“

„Ich auch nicht!“ bestätigte der Holzhändler King. Er war ein schmächtiger, kleiner Kerl mit armselig dünnen Kinderärmchen. Man sah es ihm an, daß er den James um seine Bärenarme ehrlich beneidete, und was er alles aufstellen würde, wenn er in ihrem Besitz gewesen wäre. Die knochigen Gesellen ringsherum hätten zu jeder andern Zeit über Kings Pläne gelacht. Jetzt aber saß ihnen der Grimm in den Knochen. Jetzt hatten sie keine Lust zum Lachen.

„Ich sah mich dann um“, sagte James weiter. „Die Stute lag langgestreckt am Boden. Die Flanken bebten. Aus den Nüstern flog stoßweise heißer Brodem. Und darüber stand das weiße Füllen, ungeduldig mit dem Mäulchen suchend. Ich kniete neben das Muttertier hin. Ein daumendicker, verquollener Striemen lag quer über dem Leib. Ich verspürte Lust, die Peitsche zu nehmen und dem Lumpen einen ähnlichen Striemen über die Rippen zu legen. Aber der tapfere Jim hatte sich inzwischen davongemacht. Bis gegen Mittag bemühte ich mich um das wunde Tier. Dann erst gelang es mir, die Stute auf die Beine zu

bringen. Ich koppelte sie vorsichtig mit dem Reittier zusammen und führte beide nach den Hürden hin. Das Tier war so schwach, daß es sich unterwegs an das Satteltier lehnte, um nicht umzufallen. Ein paarmal blieb es keuchend stehen und sah mich an, daß mir der Jammer in die Kehle kroch. Das kleine Füllen hüpfte indessen vergnügt um die beiden Großtiere herum. Bin sonst nicht so leicht zum Schlucken zu bringen. Aber der grausam packende Widersinn dieses niemals zu vergessenden Bildes zerkrallte mich fast ... Ich erzähle das nur, um klarzumachen, warum ich den erbärmlichen Wicht von dem Tag an aus unserer Nähe biß. Ich konnte ihn einfach nicht mehr sehen. Daß er natürlich alles versuchte, mir gelegentlich auf die Füße zu treten, das war zu erwarten ..."

James zündete mit großer Umständlichkeit eine Zigarette an. Um ihn herum war verbissenes Schweigen. „Na, kurz", fuhr er fort, „drei Tage darauf war die Stute verendet. Der Peitschenschlag hatte das Tier ruiniert. Jetzt mußte ich mich um das Füllen kümmern. War ein prachtvolles Geschöpfchen, fehlerfrei und blendend weiß wie frischer Schnee. Solch hübsches Tier war eine Seltenheit, und es lag auf der Hand, daß ich alles tat, das kostbare Stück vor Schaden zu bewahren. Ich nannte es Blanca. Bald beobachtete ich, wenn der Jim mal in die Nähe kam, daß die Blanca eine merkwürdige Unruhe verriet. Das war so auffallend und fast unnatürlich, daß ich aufmerksam wurde. Aber es gelang mir nicht, dem heimtückischen Burschen heimlich auf die Finger zu sehen. Ich mußte warten, bis sich die Gelegenheit von selbst mal bot. Darüber verging fast ein ganzes Jahr.

An einem Morgen noch vor dem ersten Tageslicht mußte die Herde ein Rudel Raubzeug gewittert haben. Die Hengste trompeteten unsinnig in den grauenden Tag. Das gab natürlich Aufregung im Lager. Eine Minute darauf saßen wir auf den Satteltieren, Lassos und Büchsen handbereit. Nach der Südkoppel hin hatten sich schon ein paar Dutzend Pferde aus der Herde gelöst und suchten geängstigt das Weite zu erreichen. Die Arbeit, die Herde zur Ruhe zu bringen, erforderte Stunden. Inzwischen

war es hell geworden. Als wir in der Nähe des Lagers waren, traute ich meinen Augen nicht. Ich hatte gemeint, der Jim wäre unter den Treibern gewesen. Aber das war ein Irrtum. Der Lumpensack war zurückgeblieben. Jetzt sah ich ihn plötzlich in den Hürden und unter ihm — mich packte die Wut — die Blanca.

Das Tier griff mit den Vorderhänden steil in die Luft, schlug unwillig mit dem Schweif, versuchte sich zu werfen und wurde von dem verdammten Schuft mit Peitsche und Sporen wieder hochgerissen. Eine Minute darauf war ich in den Hürden, gerade in dem Augenblick, als es dem Tier gelang, den Peiniger endlich abzuschütteln. Ich sprang aus dem Sattel. Ein einziger Blick genügte mir, die Peitschenstriemen und in den Weichen die fingerlangen, dünnblutenden Sporenrisse zu sehen. Jetzt war es mit meiner Geduld zu Ende. Ich versetzte dem Burschen einen Schlag, daß er Hals über Kopf in eine Grasmulde flog. Und noch ehe er zur Besinnung kam, stand ich wieder bei ihm. ‚In zwei Minuten bist du verschwunden, du — — —!' knirschte ich in kalter Wut. Er richtete sich mühsam wieder auf und fragte haßvoll von unten herauf: ‚Bestimmst du das hier?'

‚In zwei Minuten!' drohte ich. ‚Verstehst du das?'

Er schien in meinem Gesicht zu lesen, daß ich willens war, jeden Widerstand zusammenzuschlagen. Er trat, mich mit aufmerksamen Augen beobachtend, ein paar vorsichtige, zögernde Schritte zurück. Dann lief er zu den Hürden, riß sein Pferd heraus und jagte davon, erst in sicherer Ferne mit dem Peitschenschaft drohend. Ein elender Feigling ..."

James kaute eine Weile an seiner Zigarette herum. „Wenn ich nun meinte", sagte er darauf, „ich sei den saubern Burschen los, so irrte ich mich!"

„Noch mehr ...?" fragte einer in Jacks Rücken heiser. James wandte den Kopf, nickte verbissen und zerrte unwillig am Halstuch herum. An den Tischen drohte Unruhe auf. Stühle scharrten. Ein paar Gläser wurden fortgeschoben. Irgend einer spie heftig aus.

Die blonde Gleen, die sehr wohl wußte, um wen es ging, sah

wieder und wieder nach Jim Cumber hin. Sein Tisch stand in der Nähe der Bar und sein Gesicht war so greifbar nahe, daß sie jeder Bewegung zu folgen vermochte. Ein Grauen beschlich sie vor diesen Augen, die aus schmalen Schlitzen grünfunkelnde Blicke nach James schickten.

Jetzt, als James den Kopf ein paar Sekunden lang wandte, sah sie plötzlich Jims Hand an der Pistolentasche. Die Finger lösten blitzschnell die Schnalle. Dann zogen sie den Zwölfer heraus und legten ihn heimlich auf das schmale Stück, das vom Stuhlsitz noch frei war. Nun schlich sich diese heimtückische Hand wieder still auf den Tisch.

Gleen fühlte ihr Herz in den Schläfen hämmern. Sollte sie schreien? Sie sah ratlos umher. Es wäre vielleicht Jacks Verderben gewesen. Nur keine Dummheit jetzt begehen! Sie überlegte. Dann schob sie sich lautlos wie eine Katze hinter Cumbers Stuhl. Endlose Sekunden hielt sie den Atem an, und in diesen Sekunden war sie gewiß, daß selbst ihr Herzschlag aufgehört hatte. Ein schwindelnder, beklemmender Augenblick — und dann war es geschehen. Sie hatte Jim Cumbers Pistol in der Hand ...

„Noch mehr", sagte jetzt James. „Sonst wäre ich dem Burschen ja nicht nachgelaufen! Als ich am andern Morgen nach der Blanca sah, stand sie regungslos auf ihrem Stand. Ihr Kopf hing bleischwer zu Boden herab, und neben ihr lag eine Peitsche ... Ich sah mir das eine Zeitlang an. Mir war es, als hätte ich Wachs in den Knien. Sie wollten nicht tragen. Aber dann gelang es mir endlich doch, zu dem Tier zu gehen. Das rechte Auge war zerschlagen, grau und blind ..."

James sprang jetzt auf. Seine mühsam erzwungene, fast unheimliche Ruhe war plötzlich fort. Auf seinen Armen quollen die Adern. Er riß aus der Bluse eine Peitsche heraus.

„Hier ...!" sagte er. Er schrie es beinahe. „Hier! Hier ...!"

Ein Tumult entstand.

„Wem gehört das Stück?" rief einer voll Wut.

Zwei Sekunden Stille.

Dann hob James den Arm und warf die aufgewickelte Peitsche nach dem Tisch, an dem Jim Cumber saß. Sie flog

messerscharf an Jims Kopf vorbei und krachte gegen die hölzerne Wand.

„Dort sitzt der Schuft!"

Jim Cumbers Hand griff blitzschnell nach unten. Vergeblich. Die Waffe war verschwunden. Sein Gesicht wurde fahl, jählings aschgrau. Eine Minute hindurch war es eisig still in Ralph Minters Store. Nur das Flackern der Flämmchen über den Petroleumdochten schlich durch das Schweigen. Dann klirrte schrill ein Glas zu Boden. Aus der hintern Ecke quoll ein Fluch, und gleich darauf wälzte sich ein Haufe zur Tür hinaus, mittendrin der von zahllosen Fäusten gepackte Jim Cumber ...

James sah ihnen nach, eine seltsame Starre in den Augen. Ein jähes Frieren sprang ihn an. Er wußte, wie man in Texasquinch mit Lumpen verfuhr. Mochte ja recht sein, hundertmal recht. Aber immerhin — es gelang ihm nicht, die plötzliche Bedrückung loszuwerden. Er löste mühsam den Blick von der Tür, die jetzt einer von draußen mit dem Fuß ins Schloß warf. Dann wandte er den Kopf. Vor ihm stand Gleen.

„Hier ..." sagte sie.

Er betrachtete ihre blassen Lippen und darauf den Revolver, den sie in zitternden Händen hielt.

„Was ist denn?" fragte er verwundert.

„Jetzt nichts mehr", erwiderte sie schluckend. „Aber vorhin, James!" Sie nickte in seine fragenden Augen. „Ich habe den Revolver ihm heimlich vom Stuhlsitz fortgenommen ..."

„Wie?" James Jack sah sie verständnislos an. Dann begriff er jäh, und plötzlich war sein Erbarmen fort, war die dumme, quälende Bedrückung erstickt. Mochten sie den erbärmlichen Wicht ... Ihm war es jetzt gleich ...

„Du!" sagte er leise, tief, tief drinnen aufgewühlt, und riß das Mädchen plötzlich an sich. „Jetzt werde ich dich nicht wieder vergessen!"





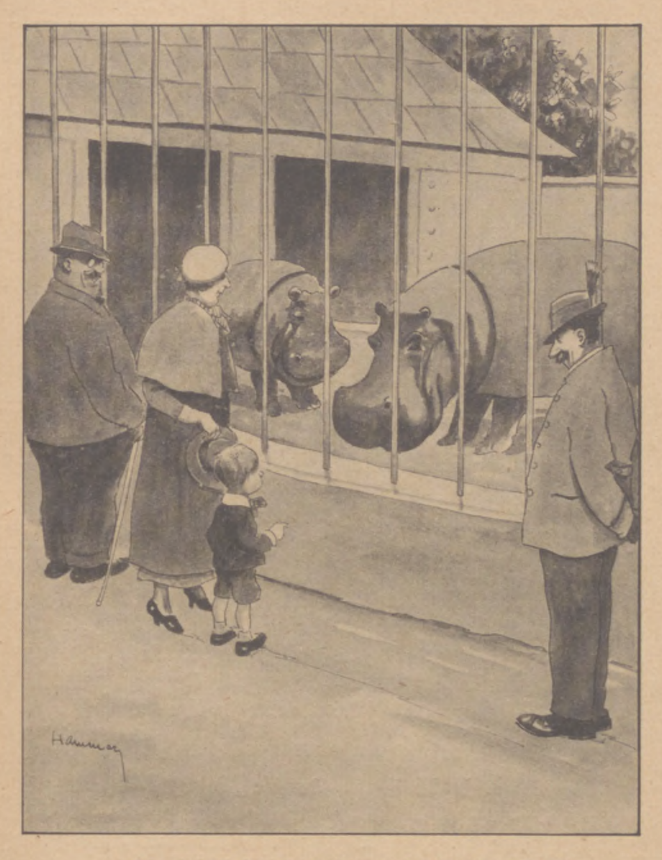
Hungrige Zeit;
helft uns, ihr Leut'!

Scherenschnitt von Hugo Kocher.



Der Mann, der sich einen Korb holte.

Zeichnung von Julius Hammer.



„Mutti, kauf mir doch so ein Nilpferd!"

Zeichnung von Julius Hammer.



VON ARNO KETTMANN MIT BILDERN

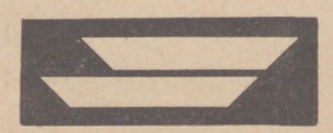


Abb. 1. Welche Figur ist größer, die untere oder die obere?

Unter optischen Täuschungen versteht man die Beeinflussung des Auges durch die Umgebung eines Objektes, die diese Täuschung hervorruft. Diese „Vorspiegelung falscher Tatsachen" kann so stark sein, daß man etwas ganz anderes sieht, als was in Wirklichkeit vorhanden ist. Das Gebiet der optischen Täuschungen ist so groß, daß man die Erscheinungen, die in ihm auftreten, in verschiedene Gruppen teilt. So spricht man von Bewegungstäuschungen, Größentäuschungen, Richtungstäuschungen, perspektivischen Täuschungen, Projektions- und sonstigen Täuschungen.

Bewegungstäuschungen

Die bekannteste Täuschung, der die Menschen jahrtausendlang erlagen, bis im siebzehnten Jahrhundert Kopernikus und Galilei den wissenschaftlichen Nachweis der Erddrehung erbrachten, ist die scheinbare Bewegung der Gestirne um die Erde, da diese für uns stillzustehen scheint. Eine andere Bewegungstäuschung ergibt sich, wenn man auf einer Brücke steht, die über ein fließendes Gewässer führt, und auf den Wasserspiegel hinunterblickt; schon nach kurzer Zeit wird man den Eindruck haben, daß nicht das Wasser, sondern die Brücke sich bewegt. Und schließlich sei noch das folgende Beispiel erwähnt: Zwei Eisenbahnzüge halten dicht nebeneinander; fährt nun der Zug an, in dem man sich selbst befindet, so wird man zunächst unwillkürlich annehmen, daß der Nebenzug sich in Fahrt setzt und der eigene noch stillsteht.





Abb. 2. Ist das e in dem kleinen Kreise größer als das e im großen Kreise?

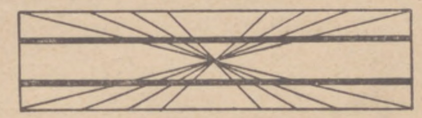


Abb. 3. Messen Sie, bitte, nach, ob die beiden dicken Linien genau waagrecht verlaufen.

Größentäuschungen

Betrachtet man die beiden weißen Figuren in Abbildung 1, so wird man die untere Figur für größer als die darüber stehende halten, erst die Nachprüfung mit dem Maßstab wird zeigen, daß

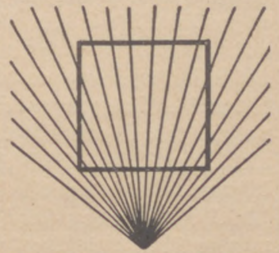


Abb. 4. Ist das stark gezeichnete Viereck ein Quadrat oder nicht?

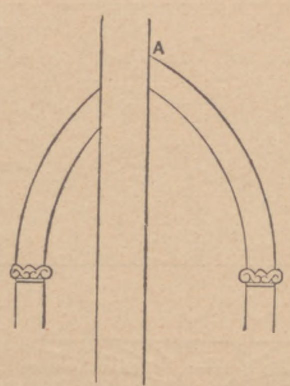


Abb. 5. Richtungstäuschung. Welcher der beiden linken Bogen trifft den Punkt A?

man das Opfer einer optischen Täuschung geworden ist. Und wie liegen die Dinge bei Abbildung 2? Das rechte e in dem kleinen Kreise ist doch bestimmt um eine Kleinigkeit größer als das e links in dem großen Kreise; wenn man sich jedoch nicht auf sein Auge verläßt, sondern beide Buchstaben nachmißt, dann ergibt sich, daß beide in Wirklichkeit gleich groß sind, und daß auch hier eine optische Täuschung vorliegt.

Richtungstäuschungen

Seit Jahrtausenden machen die Richtungstäuschungen den Architekten viel Sorge; durch Zierate, Linien oder durch die Neigung eines Giebels erhalten Balken und ähnliches, die vollkommen gerade liegen, eine scheinbar gekrümmte Richtung.

Das berühmteste Beispiel aus der Geschichte der Baukunst dafür ist der vor mehr als zweitausend Jahren in Athen erbaute Parthenontempel. Auch an Gebäuden der Gegenwart kann der aufmerksame Beobachter scheinbare Verzerrungen von Linien entdecken. In Abbildung 3 werden die beiden starken waagrechten Linien strahlenförmig von dünnern Linien gekreuzt, wodurch die beiden dicken Linien verzerrt erscheinen. In Wahrheit sind sie genau waagrecht, was eine Nachprüfung mit dem Lineal bestätigen wird. Ein schönes Beispiel für Richtungstäuschung ist Abbildung 4. Das dort mit starken Linien gezeichnete Viereck ist nur scheinbar ein Trapez; hier ist aber die Täuschung so groß, daß man zu Zirkel und Lineal greifen muß, um festzustellen, daß dieses Viereck in Wirklichkeit aus vier gleich langen, parallelen Seiten besteht, also ein Quadrat ist. Auch die Zeichnung in Abbildung 5 dürfte nicht ohne Reiz sein. Man sieht zunächst einen

durch einen Pfeiler in zwei Teile zertrennten gotischen Bogen. Die beiden Seiten erscheinen ungleich, die eine scheint sogar heruntergerückt zu sein. Daß dem nicht so ist, ergibt sich, wenn die gegenüberliegenden Bogen mit den Enden durch Bleistiftlinien derart vereinigt werden, daß der äußere und zu diesem parallel auch der innere im Punkte A zusammentreffen. Mit Richtungstäuschungen haben wir es auch in den beiden Beispielen zu tun, die Abbildung 6 zeigt. Der eine der beiden Kreise erscheint durch das Strahlen-

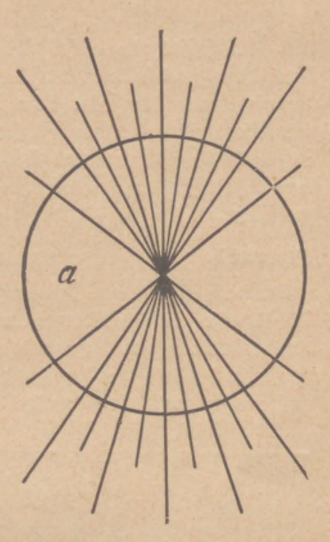
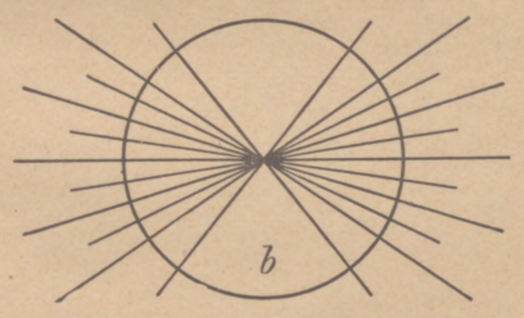


Abb. 6. Eine andere Richtungstäuschung, hervorgerufen durch die den Kreis zerschneidenden Strahlenbündel.



bündel in die Breite, der andere in die Höhe gezogen. Mit Hilfe eines Zirkels läßt sich jedoch leicht nachweisen, daß diese Verzerrung nur scheinbar, nur eine Täuschung ist. Als letztes Beispiel dieser Gruppe der optischen Täuschungen diene

die Überschriftszeile dieses Aufsatzes. Nach den bisherigen Ausführungen dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die einzelnen Buchstaben nur scheinbar diese Zickzackstellung haben und genau senkrecht stehen. Dem Skeptiker sei auch hier empfohlen, mit Lineal und Winkel nachzuprüfen, ob die Zeichnung nicht stimmt oder ob ihm die Augen ein Trugbild vorgaukelten.

Perspektivische Täuschungen

Die perspektivischen Täuschungen sind ebenfalls recht häufig. Die Ursache für diese Gruppe der optischen Täuschungen liegt in der Stellung unserer Augen, die nicht dicht nebeneinander liegen. Sie sehen deshalb die Umgebung von zwei verschiedenen Seiten und empfangen dadurch perspektivisch abweichende Bilder. So

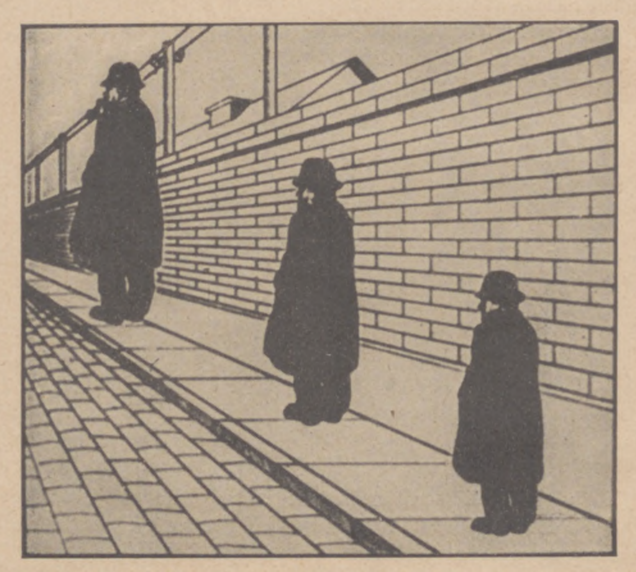


Abb. 7. Welche der drei Figuren ist die größte?

haben beispielsweise Einäugige überhaupt keine perspektivischen Eindrücke. Die in Abbildung 7 wiedergegebene Zeichnung erscheint, da die Linien einem gemeinsamen „Fluchtpunkt" zustreben, als ein räumlich plastisches Gebilde, nämlich als eine von rechts vorn nach links hinten verlaufende Straße. Auf dieser befinden sich drei Figuren, von denen die letzte eine riesige Größe zu besitzen scheint. Erst wenn man nachmißt, wird man sehen, daß alle drei Figuren dieselbe Höhe haben. Manche Zauberkünstler benutzen die Gesetze der perspektivischen Täuschungen, um den Zuschauern verblüffende Illusionen zu bieten.



Abb. 8. Auf welcher Linie läuft dieses Rad?

Projektionstäuschungen

Eine ganz andere Art von optischen Täuschungen bietet die Figur in Abbildung 8. Auf welcher Linie läuft das Rad? Man kann behaupten, es laufe von links vorn nach rechts hinten oder von rechts hinten nach links vorn; ist aber jemand der Ansicht, daß das Rad sich von links hinten nach rechts vorn oder von rechts vorn nach links hinten bewege, so wird es nicht



Abb. 9. Sehen Sie hier ein Trinkgefäß oder zwei sich anschauende Gesichter?

möglich sein, zu beweisen, ob der erste oder der zweite recht hat. Je nach der Stellung, die die Augen des Beschauers einnehmen, wird sich das eine oder andere Bild ergeben. Diese Erscheinung gehört in das Gebiet der Projektionstäuschungen. Ein weiteres Beispiel aus dieser Gruppe veröffentlichten wir vor einiger Zeit im Rätselteil; es handelte sich dabei darum, festzustellen, ob auf der Abbildung sechs oder sieben Würfel zu sehen waren.

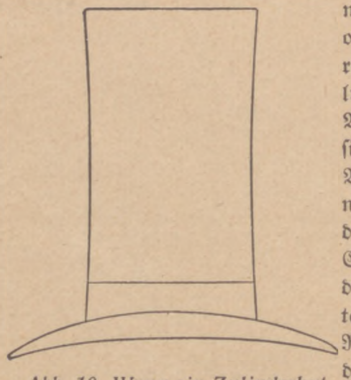


Abb. 10. Wenn ein Zylinderhut ebenso hoch wie breit wäre! Oder ist die Zeichnung falsch?

Sonstige optische Täuschungen.

Viele optische Täuschungen beruhen auf der Erscheinung der Irradiation. Darunter versteht man die Tatsache, daß ein heller Gegenstand größer erscheint, als er ist. So ist beispielsweise der Faden einer elektrischen Glühlampe, wenn er leuchtet, scheinbar sehr dick; daß er in Wirklichkeit nicht merklich dicker ist als in kaltem Zustande, sieht man bei Betrachtung durch ein dunkles Glas. Zu derselben

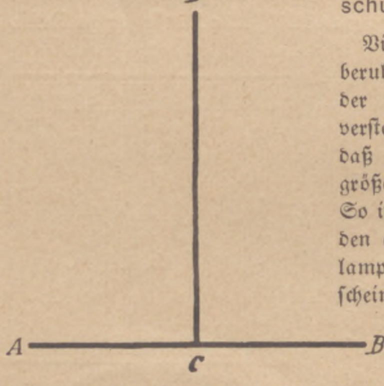


Abb. 11. Welche Strecke ist größer, AB oder CD? Wenn Sie geschätzt haben, messen Sie, bitte, nach.

Gruppe gehört die Darstellung in Abbildung 9. Unwillkürlich fällt der Blick auf die weiße Figur, die Darstellung eines Gefäßes; erst wenn man aufgefordert wird, die schwarzen Teile der Figur näher zu betrachten, erkennt man, daß hier rechts und links je ein Gesicht zu sehen ist. Betrachtet man ein Schachbrett, so werden die weißen Felder stets etwas größer erscheinen als die schwarzen, obwohl sie, wie wir genau wissen, völlig gleich groß sind. Daß man den Eindruck eines geschlossenen glühenden Kreises hat, wenn man in einem dunkeln Raume einen glühenden Stab im Kreise bewegt, ist sicher manchen aus der Jugendzeit bekannt; auch dieser optischen Täuschung liegt die Irradiation als Ursache zugrunde. Diese Eigentümlichkeit haben sich vielfach die Kunstmaler zunutze gemacht, indem sie die Hauptgegenstände in den hellsten Farben malen und daneben die tiefsten Schatten stellen.

Zu beliebten Scherzfragen in geselligen Kreisen gehört die Aufgabe, anzugeben, in welchem Verhältnis Höhe und Breite eines Zylinderhutes stehen. Die Antwort ist in fast allen Fällen unrichtig, denn man ist leicht der Meinung, daß der Hut mindestens ebenso hoch als breit sein müsse. Wäre dies der Fall, dann hätte der Zylinder eine solche unmögliche Form wie in Abbildung 10, also liegt auch hier eine optische Täuschung vor, ähnlich wie bei



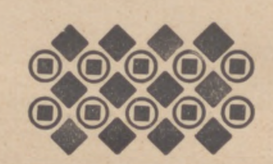

Abb. 12. Eine andere optische Täuschung.
Welche Bewandtnis es damit hat, sagt Ihnen der Aufsatz.

der in Abbildung 11 gezeichneten Figur. Welche Strecke ist größer, A B oder C D? Nur die wenigsten werden die richtige Antwort finden, nämlich, daß die Strecke A B dieselbe Größe hat wie die Strecke C D.

Oft verwechselt man mit der Irradiation die Ermüdungserscheinungen der lichtempfindlichen Teile der Netzhaut, der sogenannten Zäpfchen. Tritt diese Ermüdung ein, so kann man, wenn man längere Zeit auf etwas blickt, unter bestimmten Voraussetzungen etwas sehen, was in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist.

Zum Schluß sei noch ein weiteres Beispiel aus der großen Zahl der optischen Täuschungen herausgegriffen. In Abbildung 12 sind zwei Bildhauerarbeiten zeichnerisch dargestellt; einmal ist das Malteserkreuz als Relief ausgeführt, es erhebt sich also über den Untergrund. Im andern Falle sind die Umrisse des Kreuzes in den Untergrund eingehauen. Dreht man die Seite herum, so wird man zu seinem Erstaunen finden, daß die beiden Kreuze ihr bisheriges Aussehen genau ins Gegenteil verkehrt haben. Hier liegt die Ursache der optischen Täuschung in der Anordnung der Schatten.

Diese Beispiele zeigen zur Genüge, wie oft im täglichen Leben unsere Augen etwas Falsches sehen, wie oft die Gegenstände anders aussehen, als sie dem Auge erscheinen, wie oft wir fast täglich hinsichtlich der Farbe, der Größe und der Lage von Dingen unabsichtlich Fehler begehen, die durch den Bau des menschlichen Auges bedingt sind. Wenn also ein Sprichwort sagt: „Was die Augen sehen, glaubt das Herz", so sei warnend hinzugefügt, daß, wie man sieht, oft „der Schein trügt".



Du mußt wissen

daß man echte Diamanten von Nachahmungen nicht nur durch die Härteprobe, sondern auch durch Röntgenstrahlenuntersuchungen unterscheiden kann. Diese Strahlen gehen durch den Diamanten, aber nicht durch Glas.

daß der Sekundenzeiger einer Uhr 720mal schneller läuft als der Stundenzeiger.

daß die erste Rechenmaschine 1652 von Pescal erfunden wurde.

daß man von den schwedischen Trollhättafällen den elektrischen Strom durch ein Unterseekabel im Sund bis nach der dänischen Hauptstadt Kopenhagen leitet.

daß der belanglose Fehler des Gregorianischen Kalenders in 3300 Jahren die Differenz eines vollen Tages ausmacht.

daß im siebzehnten Jahrhundert Karl XII. von Schweden einen aufsehenerregenden Distanzritt — in vierzehn Tagen von der Türkei nach Rügen — ausführte.

daß Puschkin eine besondere Vorliebe für schlechtes Wetter hatte und sich am wohlsten fühlte, wenn der Himmel mit Wolken bedeckt war und wenn es stürmte und schüttete.

daß Zola jahrelang unter der Angst litt, ersticken zu müssen und dann tatsächlich an Kohlenoxydgasvergiftung starb, hervorgerufen durch einen verstopften Kamin.

daß Anakreon, einer der anmutigsten Dichter Griechenlands, der Sänger der Liebe und des Weines, sich an einer Weintraube verschluckte und daran sterben mußte.

daß die Königin Viktoria von England die Likörpralinen erfand.

daß ihr Sohn, Eduard VII., der Erfinder der Bügelfalte ist.

Verlorenes Land

Durch Artikel 34 des Vertrags von Versailles wurde Deutschland gezwungen, „zugunsten Belgiens auf alle Rechte und Ansprüche auf das gesamte Gebiet der Kreise Eupen und Malmedy zu verzichten". Über Versailles hinausgehend, wurde nach der Übernahme der Souveränität durch Belgien, bei der Festsetzung der „neuen Grenzlinie", die „unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Verkehrswege" stattfinden sollte, auch das westlich der Bahnlinie Malmedy-Rötgen gelegene Gebiet des Kreises Monschau, einschließlich der Bahn, den Belgiern zuerkannt. Mit dem Gebiet von Neutral- und Preußisch-Moresnet, das (laut Artikel 32 und 33) ebenfalls dem belgischen Staate zufiel, wurden an der Westgrenze des deutschen Volksbodens rund 104 000 Hektar rheinisches Land mit rund 65 000 Menschen von Deutschland abgetrennt und damit die auf dem Wiener Kongreß 1815 festgelegte Grenze zwischen Preußen-Deutschland und den Niederlanden beziehungsweise Belgien, das sich erst 1839 aus den südlichen Niederlanden als selbständiger Staat bildete, grundlegend nach Osten hin verschoben.

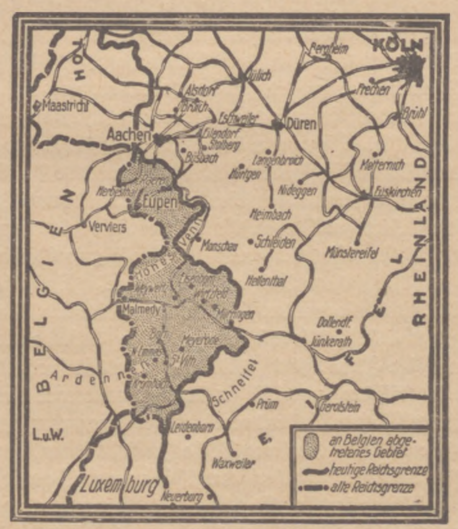
Eine kurze Stunde fährt die elektrische Bahn von der alten Kaiserstadt Aachen nach Eupen, das mit seinen rund 14 000 Einwohnern und seiner wertvollen Industrie das Zentrum des abgetrennten Deutschtums darstellt. Unweit der Tore Aachens, hinter dem sogenannten „Köpfchen", dem beliebten Ausflugsort der Aachener, beginnt schon die neue deutsch-belgische Staatsgrenze. Hier finden seit der Teilung der Bahn Wagenwechsel und Zollrevision statt. Dann geht's, den Aachener Stadtwald mit dem ragenden Pelzerturm im Rücken, sanft bergauf, bergab, zu beiden Seiten weite heckenumfriedete Wiesen, die mit ihrem stattlichen Viehbestand die landwirtschaftliche Hochwertigkeit dieses westrheinischen Gebietes verdeutlichen, durch freundliche

Eupen – Malmedy – St. Vith

Von Dr. Werner Wirths • Mit Bildern

Dörfer, wie Hauset und Kettenis, bis am Horizont immer wuchtiger die dunkle Wand des Hohen Venns auftaucht.

Ein herrliches Stück deutscher Erde enthüllt sich, und kein Deutscher sollte versäumen, in der Ferienzeit einmal das Land am Venn zu durchwandern: mit seinen einsamen Wäldern und Hochflächen, seinen vom Gewerbefleiß deutscher Menschen erfüllten Tälern und seinen vom Gang der Geschichte umwitterten Städten Eupen, Malmedy und St. Vith. Es ist alter geschichtlicher



Die Gesamtlage von Eupen und Malmedy.

Deutschland verlor ein Gebiet von 104 000 Hektar mit 65 000 Einwohnern

Reichs- und Kulturboden: ein Stück der deutschen Grenzlande im Westen, über die die Stürme der Jahrhunderte dahinbrausten, das, allen vergänglichen Zufälligkeiten zum Trotz, als Teil dem Ganzen immer verbunden blieb. Im Bilde winkliger Gassen und Märkte mit ihren stattlichen Patrizierhäusern verknüpfen sich Vergangenheit und Gegenwart. Das Eupener Tuch ist seit Jahrhunderten in der ganzen Welt berühmt. Ein Bericht aus dem Jahre 1764 besagt, daß sich die Bearbeitung der Wolle in Eupen seit unvordenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt hat, und der gleiche Bericht erzählt, daß die Eupener Tuchmanufaktur bereits im achtzehnten Jahrhundert mehr als fünftausend Arbeiter beschäftigt habe. Die Stadt Malmedy aber erinnert uns an die Frühzeit deutscher Geschichte, wurde doch die alte Benediktinerabtei Malmundarium bereits im Jahre 648 gegründet. Eine Bulle des Kaisers Lothar aus dem Jahre 1137 bestimmte dann ausdrücklich, daß Malmedy „für alle Zeiten zum deutschen Reiche gehören, niemals davon zu trennen sei oder einem fremden Herrn unterstellt oder als Lehen gegeben werden" dürfe. Viele Äbte, unter denen vor allem der im zwölften Jahrhundert lebende Fürstabt Wibald als bedeutende Persönlichkeit zu nennen ist, waren die Ratgeber deutscher Kaiser und Könige, die in diesem Gebiet ihre Königshöfe besaßen. Als reichsunmittelbares Land nahm Malmedy teil am Auf- und Niedergang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1689 erlebte die Stadt, ebenso wie das benachbarte uralte Landstädtchen St. Vith, das Schicksal so vieler rheinischer Städte: die Zerstörung durch die Heere Ludwigs XIV. Hundert Jahre später bereitete der Einfall der französischen Revolutionsarmee dem tausendjährigen geistlichen Fürstentum ein Ende. Eine zwanzigjährige Notzeit setzt ein; denn der französische Freiheitsbaum, der nach wechselvollen Kämpfen zwischen französischen und österreichischen Truppen in Malmedy, in St. Vith und Eupen aufgepflanzt wird, bringt nicht die Freiheit, wohl aber volkliche und religiöse Gewaltsamkeiten mannigfacher Art, Assignatenwirtschaft, Kontributionen — und der Bauernaufstand des Herbstes 1798, der von den französischen Truppen blutig niedergeschlagen wurde,

EUPEN-MALMEDY und seine landschaftlichen Schönheiten.



Bürgerschaft bei Schönberg; charakteristische alte Häusergruppe.



Das romantische Warchetal unterhalb Reinatstein.

offenbarte die tiefgehende Verzweiflung, von der die Bevölkerung jener Tage ergriffen war. Die bis dahin auch in Malmedy blühende Tuchindustrie wird fast völlig vernichtet, die Bevölkerung dezimiert — und erst der Friede von 1815, der die Gebiete am Hohen Venn an Preußen und damit dem deutschen Vaterlande zurückgibt, macht wieder bessern Zeitläuften Raum.

Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen sich: nicht nur die tausendjährige Geschichte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation umweht den Besucher dieses Grenzlandes, immer wieder stößt er auch auf die verhängnisvollen Spuren der Versailler Grenzziehung. Mitten durch Dörfer und Häuser geht die Grenze, die ihr Gegenstück nur noch im Osten in der Zerreißung Oberschlesiens hat. Im Kreise Monschau wurde die Bahn Staatsgrenze, und weil auch sie und ihre Bahnhöfe Belgien zugesprochen wurden, besteht seit dreizehn Jahren der seltsame Zustand, daß die Bewohner der östlich der Bahnstrecke gelegenen reichsdeutschen Ortschaften wie der Stadt Monschau selbst auf die Benutzung der belgischen Staatsbahn und belgischer Bahnhöfe angewiesen sind. Mehr noch: da die Bahn durch Ortschaften fährt, die einfach nicht zu teilen waren, verfiel die Grenzkommission auf den „Ausweg", wenigstens einige reichsdeutsche Enklaven auf der westlichen Seite der Bahn zu belassen, so daß heute die Bewohner reichsdeutscher Dörfer, um von einem Ortsteil in den andern zu gelangen, jeweils „staatsbelgisches Hoheitsgebiet" überschreiten müssen.

Das äußerlich zunächst weniger Sichtbare ist nicht minder aufschlußreich. Das natürliche Absatzgebiet der beiden deutschen Kreise, insbesondere ihrer wertvollen Tuchindustrie und Landwirtschaft, war das weite deutsche Hinterland. Die Abtrennung zerstörte natürlich gewachsene Zusammenhänge, und das kleine Belgien, das mit eigenen industriellen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen übersättigt ist, konnte keinen Ersatz schaffen. Zwangsläufig trat eine Dauerkrise ein; denn einem „belgischen" Eupen-Malmedy fehlen, soweit es nicht trotz der Grenzziehung noch nach Deutschland hinüber liefern kann, die primitivsten Existenzmöglichkeiten. So folgte der Abtrennung die Einschrumpfung

der Produktion in einem Gebiet, das im Verbande Preußens und des Reiches und in organischer Verbindung mit der rheinischen Wirtschaft zu hoher Blüte gelangt war.

Wie war es möglich, daß dieses deutsche Grenzland abgetrennt wurde? Der Kreis Eupen mit seinen rund 26 000 Einwohnern ist rein deutsch, während von den 37 000 Einwohnern des Kreises Malmedy rund 28 000 deutsch sprechen, die übrigen 9000 aber neben der deutschen Sprache einen wallonischen Heimatdialekt gebrauchen, eine Mundart, die keineswegs mit dem in der altbelgischen Wallonie gebräuchlichen Französisch gleichzusetzen ist, sich vielmehr, gemäß der mehr als tausendjährigen Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis und zum Deutschen Reich, selbständig entwickelte und zur deutschen Zeit als volkskundliche Eigenart besonders gepflegt wurde. Diese bis ins Mark deutschgesinnten 9000 Malmedyer fühlen sich eins mit den 54 000 deutschsprachigen Schicksalsgenossen, wie nicht zuletzt ihre vorbildlichen Leistungen als deutsche Frontsoldaten bewiesen. Wohl erfand die französisch-belgische Werbetätigkeit, um die Abtrennung des deutschen Grenzlandes scheinbar zu rechtfertigen, auch hier das Märchen von den „wiedergefundenen Brüdern". Aber der eigentliche Grund für die Wegnahme war rein militärischer Natur. Frankreich verlangte, daß Belgien dieses deutsche Grenzland als „strategisches Glacis" übernahm, und Belgien fügte sich der französischen Forderung, obwohl man auf belgischer Seite keineswegs der geschlossenen Meinung war, die Übernahme sei ein Gewinn.

Damit kommen wir zum Wesentlichen dieser Grenzfrage im Westen. Weil die Deutschheit des Landes nicht zu bestreiten war, wagte man in Versailles doch nicht, die beiden rheinischen Kreise Belgien ohne jede Klausel einzuverleiben. Artikel 34, der den staatsrechtlichen Verzicht des Reiches auf Eupen-Malmedy erzwang, machte die staatsrechtliche Übereignung des deutschen Grenzgebiets an Belgien ausdrücklich von einer Volksbefragung abhängig. Diese Volksbefragung wurde von der belgischen Militärbehörde, die 1920 in Malmedy und Eupen diktatorisch regierte, verhindert. Der Völkerbund aber, dem die letzte Ent-





Bild links:
Blick von Norden auf Malmedy.

*

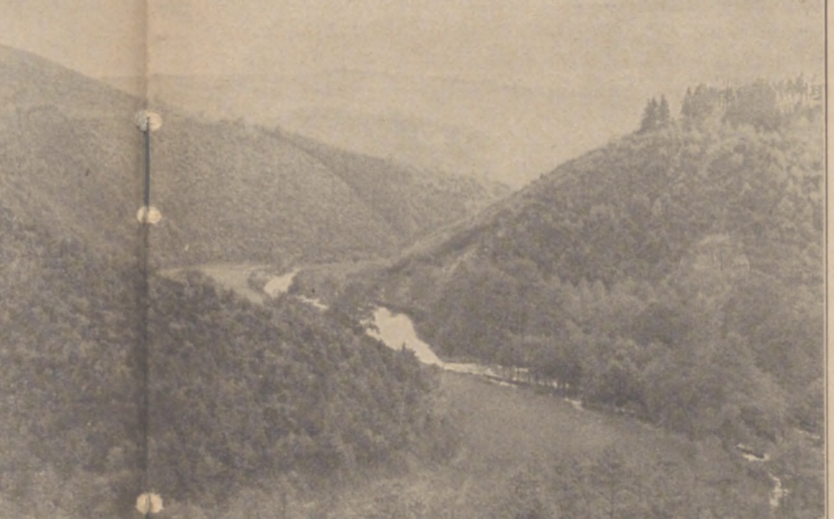
Bild rechts:
Burgruine Reuland.



Bild links:
Bäuerin aus der Gegend Eupen-Malmedy am Spinnrad.

*

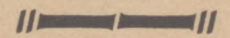
Bild rechts:
Blick in das von waldigen Höhen umsäumte Warchetal bei Monts.



scheidung oblag, erhob nicht etwa gegen diese Nichterfüllung einer vertraglichen Verpflichtung Einspruch, im Gegenteil, er tat so, als ob die Befragung tatsächlich stattgefunden habe, und bestätigte die Annexion.

Auf Grund des klaren Tatbestandes, daß in diesem entscheidenden Punkte der Vertrag von Belgien nicht erfüllt wurde, haben die Eupen-Malmedyer in den vergangenen dreizehn Jahren unermüdlich die Durchführung ihres Selbstbestimmungsrechtes, die Erfüllung der Verträge gefordert, und auch auf belgischer Seite wird dieser Rechtsstandpunkt Eupen-Malmedys nicht mehr ernstlich bestritten. Ja, zweifellos ist man sich inzwischen in breiten Kreisen Belgiens klar darüber geworden, daß die Frage Eupen-Malmedys nicht erledigt sei, zumal die Entwicklung allen denen recht gegeben hat, die den belgischen Staat vor der Übernahme einer rein deutschen und deutschgesinnten Bevölkerung warnten und insbesondere auch auf die wirtschaftlichen Folgen dieser unnatürlichen Grenzziehung hinwiesen.

Eupen-Malmedy blieb ein Fremdkörper im belgischen Staate, ein „Klotz am belgischen Bein", wie ein flämischer Politiker im belgischen Parlament freimütig feststellte. Die unerschütterliche Heimattreue der bodenständigen Bevölkerung, die sich weder durch Druck noch durch Verlockung von ihrer gesamtdeutschen Linie abdrängen ließ, trug das Ihre dazu bei, die Weltöffentlichkeit aufzuklären. Trotz der starken Widerstände jener französisch-belgischen Richtung, die für den Fehlspruch von Versailles und Genf verantwortlich zeichnet, ist daher zu hoffen, daß sich angesichts der offenen Wunde, die diese Grenzziehung im Westen darbietet, die Vernunft durchsetzen und das offensichtliche Unrecht, das hier an deutschem Land und deutschen Menschen begangen wurde, wieder gutgemacht werden wird. Eine Wiedergutmachung aber ist umso leichter durchzuführen, als sie nicht Revision, sondern Erfüllung der Vertragsbestimmungen bedeutet.



Geniale Einfälle

VON DR. HANS BACH

Von den frühesten Zeiten her umschwebt die genialen Leistungen, aus denen sich langsam und stückweise in Jahrtausenden die Kultur der Menschheit aufgebaut hat, ein Schimmer des Geheimnisvollen und Wunderbaren. Nicht umsonst haben die Griechen die ersten großen Erfindungen den Göttern zugeschrieben; denn es schien ihnen unglaublich, daß solche Taten von Menschen stammen könnten. Und ein Stück dieser Anschauung hat sich bis heute erhalten. Wohl konnte Ford das kleine Laboratorium, in dem Edisons große Erfindungen entstanden, der Mitwelt retten und der Nachwelt sichern, aber niemand wird daraus lernen können, wie man erfindet. Auch heute noch sind schöpferische Einfälle ein göttliches Gnadengeschenk, das mit keiner Mühe zu erarbeiten ist, so wenig es auch dem Glücklichen selbst ohne Arbeit in den Schoß fällt.

Aber gerade deshalb, weil das eigentliche Wesen des schöpferischen Geistes heute letzten Endes noch so unergründbar ist wie es immer war, gewinnen die Zeugnisse bedeutender Menschen über ihre Arbeit nur noch größern Wert, denn ihre Berichte, die, oft ungelenk und stammelnd, das Unsagbare in Worte zu fassen versuchen, sind das einzige, aus dem wir unser Wissen überhaupt schöpfen können.

Eines der auffallendsten Kennzeichen genialer Einfälle ist die Plötzlichkeit, mit der sie ins Bewußtsein treten, wie Blitze aus heiterm Himmel. Archimedes, der bedeutendste Physiker des Altertums, wurde von König Hiero von Syrakus gebeten, die Echtheit der Königskrone nachzuprüfen, und grübelte nach, während er ins Bad stieg, wie er das anstellen solle. Er sah, was er hundertmal gesehen, daß das Wasser in der Wanne stieg, aber mit einem Schlag sah er auch, daß er durch die Wasserverdrängung das „spezifische Gewicht" des Goldes feststellen könne, und sprang

vor Freude über seine Entdeckung, wie er war, auf den Markt hinaus: „Ich hab's gefunden!"

Mit ähnlicher Schnelligkeit ging Hauy das Prinzip der Kristallbildung auf, als er zufällig ein Stück kristallinischen Kalkspat fallen ließ und die gleichmäßig abgesplitterten Teile sah. Newton entdeckte bekanntlich das Gesetz der Schwerkraft, als er einen Apfel vom Baume fallen sah, nur hatte er, was meist übersehen wird, schon seit siebzehn Jahren an diesem Problem gearbeitet! Ebenso hat auch Darwin jahrelang auf seinen Reisen Material gesammelt, jahrzehntelang beobachtet, bis die zufällige Lektüre von Malthus' Buch über Bevölkerungstheorie, das mit seinem Problem nichts zu tun hatte, die Gedanken der natürlichen Zuchtwahl in ihm auslöste. Oft erscheint also der große Einfall als die überraschende Lösung einer langen und scheinbar ausweglosen Gedankenkette, oft ergreift aber auch die suchende Phantasie ein Stückchen konkreter Wirklichkeit, um plötzlich alles, was sich unbewußt gebildet hatte, als fertige Gestalt ins Bewußtsein zu heben. So ließ der Anblick eines Lastträgers in Leonardo da Vinci die langgesuchte Figur des Judas entstehen; dem Komponisten Gustav Mahler kam die Idee seiner dritten Symphonie aus den Buchstaben PAN eines Briefstempels, der für alle übrigen Leser nur die Bedeutung „Post-Amt Nr. . . ." hatte.

Daß auch größere Werke in einer solchen „Stimmung" entstehen können, zeigt eine Äußerung Theodor Fontanes über seinen schönsten Roman „Effi Briest": „Vielleicht ist es mir so gelungen, weil ich das Ganze träumerisch und fast wie mit einem Psychographen geschrieben habe. Es ist so wie von selbst gekommen, ohne rechte Überlegung und ohne alle Kritik." Wie aber große Werke zustande kommen, darüber hat Mozart einen Bericht gegeben, dessen frische Natürlichkeit das Dämonische des Schöpfertums nur noch stärker hervorhebt: „Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und summe

sie wohl auch für mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halt' ich das nun fest, so kömmt mir bald eins nach dem andern bei. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer größer und ich breite es immer weiter und heller aus; und das Ding wird im Kopf wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's hernach mit einem Blick im Geist übersehe, und es auch gar nicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir nur wie in einem schönstarken Traume vor: aber das Überhören, so alles zusammen, ist doch das Beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich nun hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hineingesammelt ist."

Ganz ähnlich spricht sich eine von Mozart so verschiedene Natur wie Beethoven aus: „Woher ich meine Ideen nehme, das vermag ich mit Zuverlässigkeit nicht zu sagen; sie kommen ungerufen, mittelbar, unmittelbar, ich könnte sie mit Händen greifen, in der freien Natur, im Walde, auf Spaziergängen, in der Stille der Nacht, am frühen Morgen, angeregt durch Stimmungen, die sich bei dem Dichter in Worte, bei mir in Töne umsetzen, klingen, brausen, stürmen, bis sie endlich in Noten vor mir stehen."

Die charakteristische Äußerung dieser Bekenntnisse, daß Einfälle zwar ungerufen und von selbst, aber doch nicht überall und jederzeit, sondern am häufigsten in der Stille einer schlaflosen Nacht, morgens beim Erwachen, auf Spaziergängen oder bei besonderer Anregung, wie zum Beispiel auf der Reise, kommen, bestätigt sich auch sonst. Goethe berichtet, daß ihm oft nachts beim Aufwachen Gedichte einfielen, die er sofort aufschreiben mußte, um sie nicht zu vergessen. Uhland und Hebbel haben einige Gedichte sogar geträumt, und Morse fand die Idee des elektrischen Telegraphen während einer stürmischen Nacht auf See, „in Gedanken über die Macht der Elektrizität". Auch aus Tagträumen

sind viele bedeutende Werke hervorgegangen, so zum Beispiel Richard Wagners „Rheingold"-Ouvertüre aus der Traumempfindung, in ein stark fließendes Wasser zu versinken, aus der er in jähem Schreck erwachte mit dem Gefühl, als ob die Wogen hoch über ihn dahinbrausten. Dem Geiger Tartini spielte im Halbtraum der Teufel jene Sonate vor, die später sein berühmtestes Werk wurde: „Einmal im April blies ein scharfer Wind durch das halbgeschlossene Fenster, meine Augenlider senkten sich, ich glaubte einen Schatten vor mir wahrzunehmen, der sich vor mir aufrichtete: Beelzebub in Person, in der Hand hält er eine Zaubergeige, und er beginnt darauf eine Sonate, ein wundervolles, melancholisch schmelzendes Adagio, dann folgt ein Lamentoso und ein schrilles, rasendes Finale." (Tartini sah im Traum den Satan sogar die verzwickten Geigengriffe ausführen, die das Spiel erforderte.)

Fast noch sonderbarer ist ein Gedicht über Kubla-Khan, das der englische Dichter Coleridge träumte und erwachend wie unter einem Diktat niederschrieb; durch einen geschäftlichen Besuch unterbrochen, fand der Dichter, daß er den Rest bis auf wenige Verse und ein vages Gefühl des Ganzen völlig vergessen hatte, und die Arbeit blieb ein Bruchstück.

Eine ähnliche Ruhe vor Störungen durch die Außenwelt, wie sie der Traum mit sich bringt, fanden manche Künstler in religiöser Versenkung. Der chinesische Philosoph Dschuang-tse bemerkt: „Der Maler entledigt sich seiner Kleider und setzt sich mit gekreuzten Beinen", das heißt in der Haltung des Mystikers. Von dem berühmten chinesischen Maler Kuo Hsi wird berichtet, er habe zum Malen einen ruhigen Gemütszustand abgewartet, der Ruhe und Sammlung wegen nur an sonnigen Tagen gearbeitet, vorher seine Geräte sorgfältig vorbereitet und Weihrauch angezündet wie zu einer religiösen Feierlichkeit. Auch Haydn faßte sein Schaffen durchaus als religiöse Handlung auf; er zog zum Komponieren seine Hofkleidung an und erzählt aus der Zeit, als er die „Schöpfung" unter der Feder hatte: „Wenn meine Arbeit nicht gelingen wollte, begab ich mich in mein Betgemach mit meinem Rosenkranz, sprach ein Ave, und sofort kamen

mir die Gedanken zurück." Wenn also die sorgfältige Wahl der Kleidung bei Haydn ein Ausdruck demütiger Selbstentäußerung und Bescheidenheit ist, so kann doch die gleiche Geste im Gegenteil auch zur Erhöhung des Selbstgefühls dienen, wie es bei der prächtigen Kleidung Macchiavellis und bei dem Maler Guido Reni der Fall war, der zum Arbeiten seine Schüler, respektvoll schweigend, im Halbkreis um sich haben mußte; und abermals andere Bedeutung hat der gleiche Zug in Rembrandts Vorliebe für kostbare Stoffe und in Richard Wagners Bevorzugung samtener Schlafröcke: ein besonders gesteigertes Tastgefühl des Körpers, der auf die feinsten Reize reagiert und ihnen die Anregung zur Arbeitsstimmung entnimmt.

Solche Anreize, oft recht merkwürdiger Art, sind häufig gebraucht worden. Einige, wie zum Beispiel Spazierengehen und Reisen, wurden bereits erwähnt. Schillers faule Äpfel in der Tischlade sind bekannt; er pflegte außerdem die Füße in eiskaltes Wasser zu stellen. Auch Beethoven kannte und verwendete dieses Mittel, und Galilei erfand eigens eine Vorrichtung, um die heiße Zimmerluft durch herabtropfendes kaltes Wasser abzukühlen. Voltaire, Kant und Napoleon I. arbeiteten dagegen in überheizten Räumen, und der letztere pflegte, wenn er einen Entwurf ausarbeitete, am Tisch oder an der Armstütze des Sessels herumzuschnitzeln. Ibsen spielte beim Arbeiten mit kleinen Figürchen, die auf seinem Schreibtisch standen, Fontane mit einem Korbball der noch heute im Berliner Märkischen Museum zu sehen ist. Auch die sonst bekannten Anregungsmittel, wie Wein, Bier, Kaffee, Tabak, sind häufig verwendet worden, und neben ihnen wird besonders Musik genannt, wie zum Beispiel von Hans Grimm, der bekennt, er habe früher zur Anregung stark geraucht, um dadurch „einen gewissen Abschluß von der Außenwelt und also die größere Konzentration" zu erreichen; jetzt gebrauche er beim Arbeiten immer Kola, etwa zwei Tabletten am Tage. Über die Entstehung seiner Einfälle berichtet er: „Die meisten ersten Einfälle habe ich beim Schlafen in der Nacht gehabt. In der Nacht beim Schlafen oder sonst beim Hören von guter Musik habe ich auch immer d e n Einfall gehabt oder bei guter Musik bewußt

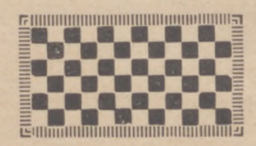
gesucht und gefunden, mit dem eine nicht vorausgesehene tote Stelle der Fabel überwunden werden konnte."

Von besonders anregender Wirkung scheint endlich das Sprechen selbst zu sein. Heinrich von Kleist hat einen Aufsatz „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden" geschrieben, und Grillparzer bekannte: „Ich pflege Verse laut zu rezitieren, und nun ereignet sich eine sonderbare Sache. Die Melodie der Verse, das Steigen und Fallen, der sanfte schmelzende oder herrische Ausdruck der Stimme bringt meine Phantasie in Bewegung, vergangene, halb verlöschte Bilder erneuern sich in meiner Seele, reizende Ideale formen sich, ich gerate in Enthusiasmus, aber nicht für das, was ich lese, nicht für die Ideen, die mein Mund ausspricht — andere, schönere, oft ganz fremdartige Bilder entstehen."

Ein Freund Schuberts hat über dessen Komposition von Goethes „Erlkönig" berichtet: „Wir fanden Schubert ganz glühend, den Erlkönig aus dem Buche laut lesend. Er ging mehrmals mit dem Buche auf und ab, plötzlich setzte er sich, und in der kürzesten Zeit, so schnell man nur schreiben kann, stand die herrliche Ballade auf dem Papier."

Nicht immer geht die Ausarbeitung so schnell und schmerzlos vonstatten: „Nur das Ganze wird von der Begeisterung erzeugt, aber die Teile werden von der Ruhe erzogen", sagt Jean Paul. Und doch machen auch die mühevoll entstandenen großen Werke den Eindruck, mit dem Schiller das Wesen genialer Schöpfung beschreibt:

„Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
steht das Bild vor dem entzückten Blick."





Rühr mich nicht an!

Ein kleines Stilleben, aufgenommen von Franz Schmidt.



Aus Nacktfröschleins Kindertagen.

„Mutti hat gesagt, nach dem Bad muß man turnen!"



Zwei photographische Aufnahmen von Dr. K. Dieterich.

„Oma, putzt du damit auch deine Zähne?"

Film auf dem Meeresgrund

Von Otto Behrens . Aufnahmen: der Columbia P. C.

Schon so manche Filmszene ist dadurch um jede künstlerische Wirkung gebracht worden, daß die Photographie nur zu deutlich den Notbehelf eines Kulissenhintergrundes verriet; bemalte Pappwände, die beispielsweise eine Alpenlandschaft vortäuschen sollten, Attrappen eines Dampfers, dessen „Fahrt" durch die Bewegung einer mit Wolken verzierten Dekoration vorgespiegelt wurde, spielzeugartige Modelle eines Eisenbahnzuges, der durch eine Plastilinminiaturlandschaft fuhr, künstliche Bäume und Sträucher auf zitternder Leinwand und ähnliche Hilfsmittel primitivster Art, wie die Bühne sie infolge räumlicher Begrenzung aus technischen Gründen verwenden muß, traten in ihrer Unwirklichkeit zumal bei mangelhafter Ausleuchtung so deutlich und störend in Erscheinung, daß jede Illusion verloren gehen mußte.

Die neuesten Verfahren der Kameraaufnahmetechnik bedienen sich allerdings auch heute noch bestimmter Tricks, doch während man früher in der Hauptsache mit behelfsmäßigen Requisiten, Dekorationen und Kulissen arbeitete, die den „Bluff" ermöglichten, findet die unumgängliche Vorspiegelung falscher Tatsachen in allen ganz besonders schwierigen und oft phantastischen Darstellungen oder in Fällen, bei denen es sich um übernatürliche Vorgänge handelt, heute mit Hilfe rein phototechnischer Methoden statt. Zu diesen gehört vor allem das „Dunningverfahren", dessen Handhabung im nachstehenden an Hand eines praktischen Beispiels erläutert werden soll.



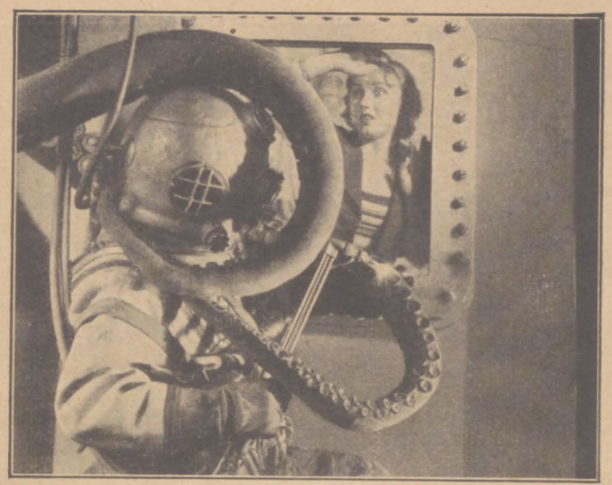
Der Taucher verläßt das Schiff, um den Insassen der auf dem Meeresgrunde liegenden Taucherglocke zu Hilfe zu eilen. Wenn der Zuschauer diese Szene sieht, ist er der Meinung, daß auch die folgenden Szenen des Films durch echte Aufnahmen wie die hier gezeigte zustande gekommen sind.



Von Entsetzen gepackt, beobachtet die Insassin der Taucherglocke den sich vor ihren Augen abspielenden Kampf des Tauchers mit dem Oktopus. Diese Aufnahme wurde mit Hilfe einer Taucherglockenattrappe im Atelier gemacht. Erst später kommen die Unterwasserbilder und die Kampfaufnahmen hinzu, die der Zuschauer dann im Lichtspieltheater zu sehen bekommt.

Es wird beispielsweise dem Kameramann die Aufgabe gestellt, eine Filmszene aufzunehmen, die unter Wasser spielt. Eine Taucherglocke ist auf den Meeresboden hinabgelassen worden, so bestimmt das Manuskript den Vorgang der Handlung, und nun naht sich diesem stählernen Koloß ein riesiger Oktopus, ein Seeungeheuer, das offensichtlich für technische Erfindungen kein Verständnis aufbringt, denn es macht sich sogleich ans Werk, diesen Eindringling in sein Reich zu vernichten. Die mächtigen Fangarme umklammern die Taucherglocke und zerstören den Schlauch der Luftleitung sowie die Kette, mit der die Glocke von einem Schiff in die Tiefe hinabgelassen worden ist. Die Insassin beobachtet diesen Vorgang durch ein Glasfenster und muß zu ihrem Entsetzen feststellen, daß auch die Telephonleitung von der Glocke zum Schiff nicht mehr in Ordnung ist. Als man an Bord des Dampfers keine Nachricht mehr aus der Tiefe erhält, steigt ein Taucher ins Meer. Auf dem Meeresboden kommt es zu einem Kampf auf Leben und Tod, als der Taucher sich daran wagt, das Ungeheuer anzugreifen, um die Taucherglocke von den mächtigen Fängen zu befreien. Soweit die Schilderung des Geschehens, das der Operateur mit der Bildkamera aufzunehmen hat.

Natürlich lassen sich derartige Vorgänge nicht in Wirklichkeit photographieren, sondern nur mit Hilfe von Tricks. Trotzdem muß aber unter allen Umständen der Eindruck erweckt werden,



Der Filmtrick. Aufnahme A. Taucherglocke mit Insassin im Atelier, davor der mit dem Oktopus kämpfende Taucher.



Aufnahme B. Zu der Aufnahme A kommt eine im Aquarium hergestellte „Unterwasser"-Aufnahme.



Man sieht die losgerissene Taucherglocke sowie den kämpfenden Taucher.

daß es sich hierbei um ein Vorkommnis handelt, dessen Echtheit außer Frage steht, damit die Szene möglichst realistisch wirkt und den Zuschauer in atemlose Spannung versetzt. Man baut also im Atelier ein mehrere Quadratmeter großes, mit Glaswänden versehenes Bassin auf, füllt dieses mit Sand, Meeres-

pflanzen und Wasser und setzt eine größere Anzahl Lebewesen aller Art, wie sie auf dem Meeresboden anzutreffen sind, in das feuchte Element. Einen Oktopus in dem gewünschten Ausmaße kann man zwar nicht bekommen, doch eine naturgetreue Nachbildung aus Gummi läßt sich unschwer beschaffen. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen sind, wird zunächst im Atelier die Attrappe einer Taucherglocke aufgestellt, die der Kameramann zuerst aufnimmt. Die Darstellerin hinter dem Glasfenster läßt durch ihre Mimik und durch entsprechende, Entsetzen ausdrückende Gesten erkennen, daß sie Zeugin eines grausigen Schauspiels ist, nämlich des Kampfes zwischen Taucher und Meeresungeheuer. Jetzt tritt der Taucher vor die Glocke, und man sieht, wie er sich mit allen Kräften seines Körpers gegen die Umklammerung der Fangarme des Tieres zur Wehr setzt, wobei die Bewegungen des Oktopus mit Hilfe von Drähten, die im Film natürlich unsichtbar sind, ausgeführt werden. Der Kampf, der sich durch größte Lebendigkeit auszeichnen muß, um die Gefahr, in der sich der Taucher befindet, recht anschaulich und überzeugend vor Augen zu führen, spielt sich also gänzlich im Trocknen ab. Alsdann begibt sich der Taucher mit seinem niedlichen Spielzeug in das bereits beschriebene Bassin, um hier noch ohne die Glocke, die im Atelier stehen bleibt, einen Ringkampf für die Großaufnahmen auszutragen. Rings um ihn herum bewegen sich die auf-

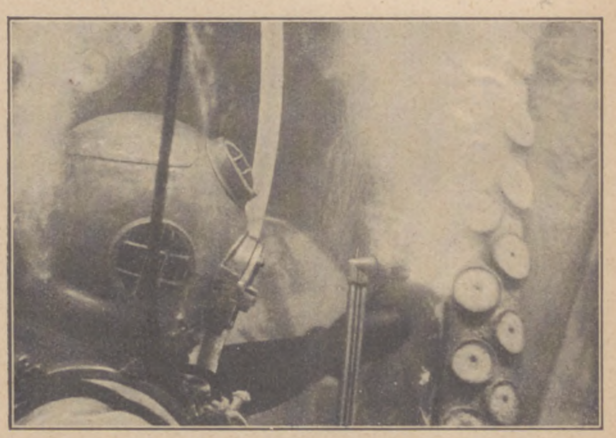
gescheuchten Fische und andern Meerestiere, und man erkennt deutlich, wie die schweren, mit Bleiplatten belasteten Schuhe des Tauchers mühsam durch den Sand bewegt werden.

Sind auch diese Szenen vor der Kamera beendet, dann hat der Operateur seine Aufgabe erfüllt. Die weitere Arbeit besteht nun darin, die getrennt aufgenommenen Szenen derart miteinander zu verschmelzen, daß der Zuschauer später keinen Augenblick zweifelt, ob diese packenden Vorgänge sich tatsächlich auf dem Meeresboden abgespielt haben. Durch ein Kombinationsverfahren können drei belichtete Einzelfilme mit drei Aufnahmevorgängen — 1. die Taucherglocke allein, 2. Aquariumsbild mit Pflanzen und Tieren, 3. der Taucher im Kampf mit dem Oktopus, außerhalb und innerhalb des Wassers — so ineinander kopiert werden, daß sie wie eine einzige Aufnahme „unter See" erscheinen, so daß also auch die Taucherglocke im Wasser photographiert zu sein scheint. Nach dem eingangs erwähnten Dunningverfahren geschieht die Handhabung hierbei auf folgende Weise: Die Bildaufnahmen werden zunächst gelb eingefärbt. Chemisch behandelt, führt ein solches Filmband den Namen „Transparent". Als solches wird es vor ein panchromatisches Filmband in die Kassette gelegt und in die Bildkamera gebracht. Wer photographiert, der weiß, daß Gelb nur gelbe Strahlen durchläßt, wenn man es als Filter benutzt. Aus diesem Grunde müssen die Schauspieler, die sich in den Szenen einer getrennt aufgenommenen Umgebung wie im vorliegenden Falle bewegen sollen, ebenfalls gelb angeleuchtet werden, um sichtbar zu sein. Die Aufnahme der Taucherglocke, die im Atelier ohne Wasser gemacht wurde, befindet sich also auf einem Transparent, nachdem der Hintergrund der Glocke, die Atelierumgebung, durch Ausleuchten mit blauem Licht unsichtbar gemacht worden war. Das panchromatische Filmband registriert die „Unterwasser"-Vorgänge in dem Bassin und vereinigt die Glocke mit diesen, so daß also eine Vereinigung der für die spätere Vorführung zusammengehörenden Einzelvorgänge stattfindet. Was dem Kinobesucher später gezeigt werden soll, ist an sich reine Wirklichkeit, abgesehen von den Notbehelfen



Der entschleierte Trick. Diese Aufnahme läßt erkennen, daß sich der Vorgang — um den „Meeresgrund“ vorzutäuschen — in einem großen mit Wasser gefüllten und Seetieren besetzten Aquarium abspielt.

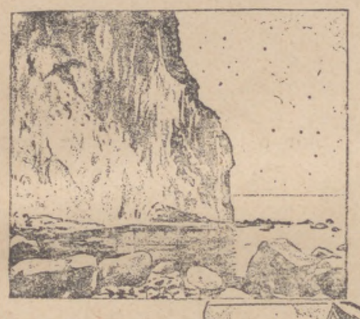
der Oktopusattrappe und dem Aquarium, nur daß die Geschehnisse einzeln zerlegt und dann durch einen kameratechnischen Kombinationstrick wieder zusammengefügt wurden. Gerade auf solchen Gebieten, bei denen es heißt, phantastische Ideen greifbare Tatsache werden zu lassen, wie zum Beispiel bei Szenen aus einem Film, in dem Riesentiere und vorsintflutliche Lebewesen in der Jetztzeit erscheinen sollen, bietet das Dunningverfahren die Möglichkeit, im Film die märchenhaftesten Vorgänge zur Wirklichkeit werden zu lassen. Aber auch bei Aufnahmen ganz alltäglicher Dinge ist man oft gezwungen, verschiedene Bilder zu kombinieren. Soll beispielsweise in einer Straße mit lebhaftem Verkehr eine Spielszene gedreht werden, so kann man die vorgesehenen Schauspieler nicht einsetzen, weil die sich ansammelnden Zuschauer das Bild stören würden. Die Kamera nimmt daher lediglich ein lebhaftes Straßenbild auf und kombiniert dieses später mit einer zweiten Aufnahme, in der sich die Darsteller vor einem unsichtbar gemachten Hintergrund bewegen. Das Endergebnis läßt nichts von einem Trick erkennen.



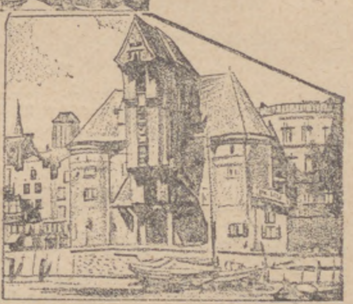
Der Taucher verteidigt sich mit einem Schneidebrenner gegen den Oktopus, der ihn umschlingen will.

Zum Sinnen und Raten

Erdkundliches Ansichtskartenrätsel



Wo in Deutschland ist diese Gegend zu finden, deren herbe Schönheit an nordländische Küstenformen erinnert?



In welcher einstigen Hansastadt befindet sich dieses Gebäude und wie heißt es?

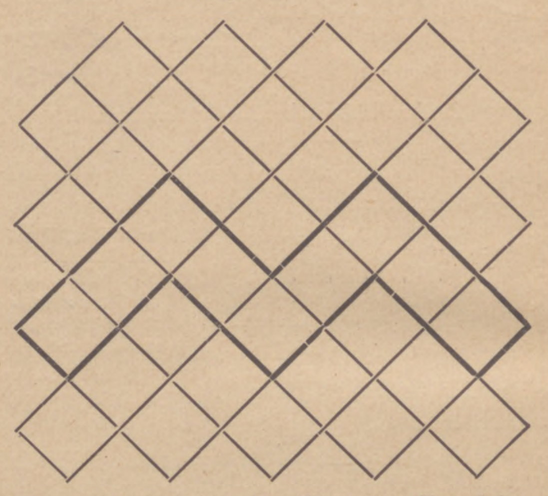
Der stumme Ratgeber

Nie wird dein Fuß ans Ziel dich bringen,
läßt falscher Eins dich vorwärts dringen;
die Zweidrei ist ein kluger Mann,
den kaum ein Irrtum täuschen kann.
Das Ganze, ist's auch ohne Leben,
kann, wo du zweifelst, Rat dir geben.

Rätsel

Ein Seehund schüttelt sich, und was geschah?
Gleich war ein Nebenfluß der Oder da.

Wellenrätsel



Atem, Ball, Eros, Isar, Loki, Mops, Star, Wort, Zelt.

Diese Wörter sind in die senkrechten Reihen dergestalt einzusetzen, daß in der stark umrandeten Wellenreihe der Name einer berühmten Königin von Ägypten entsteht.

Silbenrätsel

— na —
— sa —
— da —
— stand —
— kan —
— sen —
— se —
— nau —
— ton —
— de —
— bau —
— li —
— le —
— be —

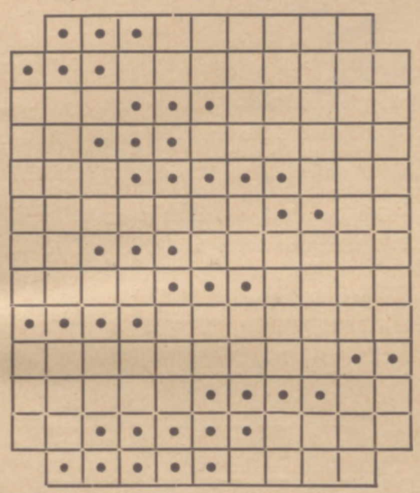
a, an, berg, cher, chi, dan, der, do, ein, el, en, er, far, fel, ger, kan, le, na, ne, ne, o, or, ra, stau, tas, tum, u, uhr.

Diese Silben sind an Stelle der Striche derart einzutragen, daß sie in jeder Reihe mit der gegebenen Silbe je zwei zweisilbige Wörter bilden.

Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Silben nennen, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Platens.

Füllrätsel

Die Wörter BRANDENBURG — FREILIGRATH — KALIFORNIEN — LEBENSZWECK — REICHENHALL — RHEINGOLD — SIEGFRIED — SOLIDARITÄT — STERNDEUTER — TASCHENTUCH — VERNICHTUNG — WALLENSTEIN — WEIHNACHTEN sollen buchstabenweise so in die leeren Felder eingestellt werden, daß die an Stelle der Punkte zu stehen kommenden Buchstaben den Textanfang eines deutschen Volksliedes ergeben.



Verwandlung

Dem Haustier setz ein r hinein,
es wird sogleich dann Feuer spein.

Was fehlt?

H . . . e = Stadt an der Saale, . . ber = Holzgefäß, Li . . e = Verzeichnis, K . . n = Hebewerkzeug, A . . e = Säugetier, E . . r = Stadt in Böhmen, E . . e = Baum, K . . . e = Gefäß, Ka . . e = Säugetier, F . . . e = Körperteil, Ca . . = Insel bei Neapel, A . . s . = Furcht, Wei . = Baumart, Se . . e = Europäer, L e = Theaterabteil, L . . a = Fluß in Sibirien.

An Stelle der Punkte sollen die fehlenden Buchstaben eingesetzt werden, so daß Wörter mit der angegebenen Bedeutung entstehen. Die eingesetzten Buchstaben ergeben, im Zusammenhang gelesen, ein Zitat aus „Wilhelm Tell“

Auflösungen der Rätsel des 5. Bandes

1. Silbenkreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Chinese, 3. Minerva, 5. Lawine, 7. Gote, 9. Orkan, 10. Hefe, 11. Rigi, 12. Meran, 14. Epik, 16. Lamelle, 18. Nomade, 19. Apollo; senkrecht: 1. Chikago, 2. Sela, 3. Mine, 4. Vatikan, 6. Wisent, 8. Teheran, 9. Orgie, 12. Merino, 13. Hummel, 15. Pikkolo, 16. Lade, 17. Lea.

2. Unglücksfall: Betriebe, Getriebe.

3. Rätsel: Meter — Meer.

4. Städterätsel: 1. Angora, 2. Santiago, 3. Chikago, 4. Alexandria, 5. Franzensbad, 6. Friedrichshafen, 7. Edinburgh, 8. Nowgorod, 9. Belfort, 10. Udine, 11. Rotterdam, 12. Göteborg = Aschaffenburg.

5. Silbenrätsel: 1. Nobile, 2. Rienzi, 3. Ellenbogen, 4. Personalchef, 5. Rhabarber, 6. Ökonomie, 7. Klattau, 8. Invasion, 9. Elend, 10. Wapiti, 11. Zacharias, 12. Nitrolit, 13. Ismene, 14. Exaudi, 15. Lofoten, 16. Emme, 17. Elias.

Ein Freund ist eine Seele in zwei Körpern.

6. Füllrätsel: 1. a, 2. As, 3. Ase, 4. Hase, 5. Achse, 6. Tasche, 7. Scharte, 8. Schwarte.

7. Magisches Quadrat.

P	E	D	E	L	L
E	S	E	L	E	I
D	E	S	S	I	N
E	L	S	A	S	S
L	E	I	S	T	E
L	I	N	S	E	N

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt / Übersetzungsrecht vorbehalten Anschrift für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Stuttgart, Cottastr. 13, ohne Beifügung eines Namens / Herausgegeben unter verantwortlicher Schriftleitung von Gottlob Mayer in Stuttgart Verantwortlich für den Anzeigenteil: Erich R. Lehmann, Berlin / D. A. 24500 IV. Vj. / Anzeigengeschäftstelle: Berlin SW 19, Krausenstr. 35/36 / In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4 Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



